

*Geheimnisse
in den Augen
des Wolfs*



Iris W. Maron



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) September 2023

© 2023 by Iris W. Maron

Verlagsrechte © 2023 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk, Eching

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock; AdobeStock
Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Druckerei: Amazon KDP
Lektorat: Jannika Waitl

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-434-5

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

Iris W. Maron

*Geheimnisse in den
Augen des Wolfs*

Prolog

Er hält die Nase in den Wind. Schwer und grün riecht der Wald, rund und warm die Pilze, die nach dem abendlichen Regenguss sprießen. Scharf kitzelt ihn der Gestank eines Rehs, das vor drei Stunden die Anhöhe passiert hat, in sich schon den Keim der Krankheit, die ihm ein Ende bereiten wird. Bitter riecht die Schlange, die in einer Felsritze schläft. Und ganz leise, entfernt, ist da ein Hauch von etwas anderem. Etwas Neues, Unbekanntes. Eine Veränderung.

Der Wolf hasst Veränderungen.

Ein Heulen durchreißt die Stille. Ein vertrautes, ein warnendes Heulen. Er legt den Kopf in den Nacken und stimmt ein. *Ich bin hier.* Ein drittes Heulen mischt sich dazu, dann ein viertes. Sie rufen ihn.

Noch einmal streckt er sich, gräbt die Krallen in das weiche Moos, rupft zum Spaß ein paar Fetzen Grün aus der Erde. Das wird das letzte bisschen Spaß sein, das ihm heute vergönnt ist. Er leckt sich über die Lefzen, dann springt er von seiner Anhöhe. Ohne sich umzusehen, läuft er zu den anderen. Er weiß, wo er sie finden wird. Auf der Lichtung am Bach, nahe der Weggabelung.

Sie erwarten ihn schon. Fünf Wölfe. Leises Fiepen begrüßt ihn, dann umringen sie ihn. Der warme, vertraute Duft steigt ihm in die Nase. *Schwester, Bruder.* Er wendet sich zur Seite, senkt den Kopf. *Vater.*

Der Bruder stößt ihn an, senkt die Nase, kreist um eine Stelle am Rand der Lichtung. Er folgt ihm, tut es ihm gleich. Jetzt riecht er es auch: eine Spur, schon kalt, doch nicht älter als einen Tag. Jemand war in ihrem Revier. Ein Mann, ein Fremder. Jemand von *ihnen*. Ein weiteres Heulen entringt sich seiner Kehle. *Eindringling.*

Der Vater greift sein Heulen auf, wütend und kämpferisch. Er markiert gegen einen Baum, dann läuft er los, entlang der Reviergrenze. Alle folgen ihm. Stundenlang laufen sie, überprüfen die

Grenzen, zeigen, dass sie da sind, dass sie niemanden hier dulden werden. Sie finden weitere Spuren, die von Fremden künden. Bei den großen Maschinen, die die Bäume töten. Trotz ihrer Gewalt sind diese Fremden willkommen. Doch neben und unter ihrem Geruch sind erneut *sie*. Die anderen. Sie waren hier, wo sie nicht sein sollten.

Wieder ist da dieser Geruch der Veränderung. Etwas braut sich zusammen.

Als sie schließlich ihren Lauf beenden, schmerzen seine Pfoten und seine Nase brennt. Zu oft hat er sie in den Waldboden gerammt. Er will nur noch schlafen. In einigem Abstand zu den anderen erklimmt er den Berg, auf dessen Gipfel ihr Zuhause liegt. Es ruft nach ihm. Sooft er auch weg ist, so lange er auch fort bleibt, der Ruf des Orts wird nicht leiser. Der Wunsch, sich davon frei zu machen, ist mit einem Mal überwältigend.

Ein Ast knackt unter seinen Pfoten, als er aus dem Schatten der Bäume tritt. Dunkle Mauern ragen vor ihm auf, abweisend und heimatlich zugleich. Irgendwo vor ihm heult der Bruder, um ihre Heimkehr anzukündigen. Das Mondlicht fällt auf die Burg.

Kapitel 1

»Moritz ist weg!« Andrea lehnt sich über den Tisch, die Wangen gerötet, ein begeistertes Funkeln in den Augen.

»Was meinst du mit *weg*? Er war in München auf dieser Konferenz und kommt morgen wieder ins Büro.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, er hat sich unbezahlt freistellen lassen. Auf unbestimmte Zeit. Aus gesundheitlichen Gründen.« Die letzten Worte wisperst sie, als wären sie etwas besonders Frivolos. Etwas lauter und denkbar nüchtern fügt sie hinzu: »Jetzt hat es ihn auch erwischt.«

Ich umklammere die Kante ihres Schreibtischs. Mir ist plötzlich so flau zumute. »Das kann nicht sein.«

Natürlich kommt es öfter vor, dass sich einer der Anwälte aus gesundheitlichen Gründen freistellen lässt. Wenn sie etwas können, dann sich in den Burn-out zu ackern. Und ja, auch Moritz arbeitet viel zu viel. Aber genau deswegen würde er seine Fälle nicht im Stich lassen. Ihm sind sie wichtig, während sie den meisten seiner Kollegen egal sind. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich händelnd darum streiten werden, Moritz' Klienten zu übernehmen. Im Gegenteil, sie werden nur notgedrungen an den Fällen arbeiten, wenn überhaupt. Und für die Klienten wird das verheerende Folgen haben. Wenn mir das bewusst ist, dann Moritz erst recht.

»Doch, es stimmt!«, beharrt Andrea. »Ich weiß es von Seb, der hat es von Monika und die musste für Hagen die entsprechenden Unterlagen raussuchen.« Da ist schon wieder dieses sensationsgeile Blitzen in ihren Augen. »Wusstest du es nicht? Ihr seid doch sonst so eng. Viel enger als die meisten anderen mit ihren Chefs.«

Natürlich sind wir das. Moritz ist viel mehr als nur mein Chef. Er ist ein Freund. Und genau deswegen würde er sich nicht einfach so, ohne mir Bescheid zu geben, freistellen lassen. Nicht unter normalen Umständen jedenfalls. Es muss ihm furchtbar gehen, wenn er das tut. Und ich habe nichts davon gemerkt.

»Ich muss mal eben...«, nuschte ich, stehe auf und marschiere zur Toilette.

Die Räume, in denen die Kanzlei untergebracht ist, sind altherwürdig und wären wunderschön, hätte man darauf verzichtet, sie mit einem scheußlich modernen Twist einzurichten, der den Erfolg und Biss der Kanzlei hervorheben soll. So gibt es neben Stuckwänden, Holzvertäfelungen und Flügeltüren viel Glas und Chrom und an den Wänden hängen moderne Gemälde, die bei mir immer eine Assoziation von Schlachthaus wecken. Dass ich mal an so einem Ort arbeiten würde, hätte ich mir früher nicht im Entferntesten vorstellen können.

Genau in dem Moment, als ich die Toilette erreiche, fliegt die Tür auf und trifft mich hart an der Schulter. Mir entweicht ein Japsen und ich greife reflexartig nach meiner Schulter.

»Kannst du nicht aufpassen?«, blafft mich jemand an. Hagen Heinfeld, einer der Partner der Kanzlei. Sein Maßanzug ist zerknittert, seine Augen sind blutunterlaufen und im rechten ist eine Ader geplatzt. Er schnieft und wischt sich über die Nase.

»Inkompetenter Trottel«, höre ich ihn noch brummen, dann stakst er schon den Flur entlang.

Ich verdrehe nur die Augen und schlüpfe durch die Tür, bevor sie zufällt. Dann tue ich, was ich seit meiner Schulzeit nicht mehr getan habe: Ich schließe mich in einer Toilettenkabine ein. Anders als in meiner Schule gibt es hier keine obszönen Kritzeleien und Beschimpfungen zu bewundern, nur elegante dunkelgraue Fliesen und nach Bergamotte riechende Duftstäbe in einem Glas.

Kaum habe ich die Tür abgeschlossen, zücke ich schon mein Handy. Statt Moritz nur zu schreiben, rufe ich ihn an. Er hebt nicht ab. Weil ich es dabei nicht belassen kann, drücke ich gleich noch einmal auf den Anruftknopf. Diesmal werde ich offensichtlich weggedrückt: Nach nur einem Piepen komme ich schon auf die Mailbox.

Mit flauem Magen lausche ich seiner vertrauten Stimme, die nüchtern und sachlich verkündet, dass er nicht erreichbar ist, aber gerne zurückruft. Dann piept es erneut.

Ich brauche eine Sekunde, um mich zu sammeln. »Äh... Hallo«, brabble ich dann. »Dän hier. Ich, ähm, ich habe gerade... die Neuigkeiten gehört. Und wollte mich bei dir melden. Hey, ist alles okay bei dir? Ich... mach mir ein bisschen Sorgen. Meld dich bei mir, ja? Also, wenn du reden willst oder so. Ich... bin für dich da. Okay. Also. Tschüss.«

Bevor ich noch weiter Plattitüden von mir geben kann, lege ich auf und stecke das Handy wieder ein. Reflexartig betätige ich die Klospülung, dann verlasse ich die Kabine wieder. Das mulmige Gefühl bleibt.

Sobald ich Feierabend habe, gehe ich schnurstracks zu Moritz' Lieblingsthai und besorge Hühnersuppe, Papayasalat, Erdnusscurry und dieses unfassbar süße Dessert, auf das er so steht. Wenn er einen Burn-out hat, kann er einen Freund und Soulfood bestimmt brauchen. Trotzdem fühle ich mich wie ein Stalker, als ich voll beladen mit meinen Schätzen die wenigen U-Bahn-Stationen zu Moritz' Wohnung fahre.

Moritz wohnt in der Beletage eines edlen Altbaus in Charlottenburg. Auf dem messingglänzenden Klingelschild stehen keine Namen, nur die Türnummern. Ich drücke auf Nummer 3 – und warte. Und warte. Ich drücke erneut, doch noch immer reagiert niemand.

Seufzend mache ich einen Schritt zurück und recke den Hals, um zu Moritz' Fenstern zu schauen. Keine Ahnung, was ich mir davon erhoffe. Licht brennt keines, aber das wäre auch nicht zu erwarten, schließlich ist es Sommer und noch hell. Die Balkontür ist zu, die Fenster verrammelt. Nichts deutet darauf hin, dass jemand daheim ist. Aber als alter Krimifan weiß ich, dass das nichts heißen muss.

Ich klinge noch einmal, diesmal deutlich länger. Keine Reaktion. Ratlos studiere ich das Klingelschild. Soll ich alle Knöpfe sturmläuten wie früher als Kind, wenn ich Klingelstreiche gemacht

habe? Vielleicht hat Moritz sich vergraben und es hilft, wenn ich vor seiner Tür stehe? Wenn er meine Stimme hört, kann er sich nicht weiter verstecken.

Gedacht, getan. Ich lasse den Zeigefinger über die Knöpfe gleiten und als sich kurz darauf Stimmen melden, rufe ich »Post!« Sofort ertönt der Türsummer. Klappt jedes Mal.

Ich husche ins Haus und die Treppen zu Moritz' Wohnung hinauf. Kaum dort angekommen, läute ich auch schon Sturm. Wieder tut sich nichts. Ich lege ein Ohr an die Tür und lausche auf Schritte, Knarzen oder sonst etwas, das mir verrät, dass jemand daheim ist. Vergeblich.

»Moritz? Bist du da? Ich bin's!« Wieder presse ich den Finger auf den Klingelknopf.

Endlich öffnet sich eine Tür, doch es ist nicht die von Moritz. Statt ihm steckt seine Nachbarin, eine streng gekleidete Mittvierzigerin, die Nase auf den Flur und mustert mich misstrauisch durch ihre schwarz gerahmte Hipsterbrille.

Intuitiv hebe ich die Tüten in meinen Händen hoch. »Lieferung für Herrn von der Heyden.«

Sie runzelt die Stirn. »Das kann nicht sein. Herr von der Heyden ist nicht da. Schon seit einer Woche nicht.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Er ist im Urlaub, ich gieße seine Blumen.«

»Oh«, mache ich überfordert. Ein Teil von mir will ihr an den Kopf werfen, dass sie derartige Informationen nicht an Wildfremde preisgeben sollte, die im Hausflur herumlungern. Ich könnte schließlich ein Einbrecher sein, der die Lage sondiert. Vor allem aber bin ich verwirrt. Wenn Moritz nicht zurück in Berlin ist, wo ist er dann?

Meine Ratlosigkeit scheint das Mitleid seiner Nachbarin zu erregen. »Da wird sich jemand einen Scherz mit Ihnen erlaubt haben«, meint sie. Sie legt den Kopf schief und mustert die Tüten in meinen Händen. »Was haben Sie denn da?«

»Thai.«

»Wissen Sie was? Geben Sie es mir. Wäre doch schade, wenn es verkommt.«

»Das... Ja. Okay.« Ich löse mich nach einem letzten Blick von Moritz' Tür, dann gehe ich zu seiner Nachbarin und reiche ihr die Tüten.

Sie stellt sie in ihre Wohnung und ist gleich darauf mit dem Geldbeutel in der Hand wieder da. »Was bekommen Sie?«

Ich nenne ihr den Betrag, sie zahlt, und dann bleibt mir nichts anderes übrig, als das Haus unverrichteter Dinge wieder zu verlassen.

Kaum bin ich auf der Straße, greife ich reflexartig nach meinem Handy. Ein letztes Mal probiere ich es noch bei Moritz, sage ich mir, dann lasse ich ihn in Frieden. Zumindest ein paar Tage. Gott, ich hoffe, er meldet sich bald bei mir.

Bevor ich seinen Kontakt aufrufen kann, vibriert mein Handy. Das Display zeigt eine vertraute Nummer und automatisch muss ich seufzen.

»Hallo, Ava«, begrüße ich die Anruferin.

»Er ist wieder da«, kommt sie ohne Umschweife zur Sache.

Ich lehne mich gegen die Wand und schließe die Augen. »Ich komme ihn gleich holen.«

»Stress dich nicht, ich wollte nur verhindern, dass ihr wieder eine große Suchaktion in der ganzen Stadt macht.«

»Danke, das...«

Plötzlich werden die Geräusche im Lautsprecher dumpfer und ich höre Ava in einiger Entfernung etwas auf Farsi rufen. Gelächter und Stimmengewirr antworten ihr. Kurz darauf ist sie wieder bei mir. »Du, ich muss auflegen, viel zu tun. Aber mach dir keine Sorgen. Es geht ihm gut. Er schenkt gerade Bier aus.«

»Er schenkt...«, setze ich an, bringe den Satz aber nicht zu Ende. Teils, weil Ava schon aufgelegt hat, teils, weil die Vorstellung, wie mein Opa in seiner alten Kneipe steht, die schon seit Jahren ein persischer Imbiss ist, und dort immer noch Bier ausschenkt, so traurig ist.

Ich atme einmal tief durch, dann mache ich mich auf den Weg.

Mit der U-Bahn brauche ich etwas mehr als eine halbe Stunde. Unterwegs versuche ich es noch einmal bei Moritz, doch er geht wieder nicht ran.

Wie jedes Mal, wenn ich in meinen alten Kiez komme, überfällt mich eine merkwürdige Mischung aus Fremd- und Vertrautheit. Ich kenne hier jeden Winkel, jede abgesplitterte Fliese im Eingangsbereich der U-Bahn-Station, kenne die grummelige Frau, der der Blumenladen gehört und die im Kleinkrieg mit der vietnamesischen Familie vom Schnellimbiss liegt. Draußen, auf dem winzigen Platz mit den paar dünnen Bäumchen, habe ich Radfahren gelernt, meinen ersten Vollrausch gehabt und das erste Mal gekiffert. Dort hinten an der Ecke haben mich zwei Typen mit Flaschen beworfen, weil ich eine »widerliche Schwuchtel und nur hinter ihren Schwänzen her« wäre. Zwei Straßen weiter ist meine alte Schule und im Späti auf der anderen Seite habe ich immer Süßigkeiten geklaut und als ich älter war manchmal auch Bier. Der türkische Inhaber winkt mir, als ich vorbeigehe, und nicht zum ersten Mal beschleicht mich das Gefühl, dass er wusste, was ich da tat. Besonders subtil und unauffällig war ich noch nie.

Doch nicht alles, was ich sehe, kenne ich. Da sind ein paar neue Tags auf der U-Bahn-Station und an den Hausmauern ringsherum, und neben dem Späti, dort, wo früher der Wettladen war, befindet sich jetzt ein erstaunlich hippes Café. Auf dem Weg zu Opas alter Kneipe komme ich an mindestens drei eingerüsteten Häusern vorbei, auf denen große Schilder schicke – und vor allem teure – Eigentumswohnungen versprechen. Wie es aussieht, hat die Gentrifizierung jetzt auch diesen Kiez erreicht.

Die Tür zum Imbiss steht offen, wie sie es meistens tut, seit Avas Familie den Laden übernommen hat. Als ich eintrete, ist es drinnen so heiß wie draußen. Dafür riecht es besser: nach warmem Essen und Hunderten Gewürzen, die ich allesamt nicht kenne.

War es merkwürdig fremd und vertraut zugleich, durch den Kiez zu laufen, so verstärkt sich dieses Gefühl um ein Vielfaches, als ich das Lokal betrete, in dem ich gefühlt aufgewachsen bin. Der

Fliesenboden ist noch der, den Opa vor zwanzig Jahren gelegt hat, mit (oder wohl eher: trotz) meiner tatkräftigen Hilfe. Ansonsten ist nicht viel gleich. Die Mauer zwischen Küche und Gastraum ist rausgerissen worden und die dunkle Nische, in der ich immer meine Hausaufgaben gemacht habe, ist inzwischen mit sandigen Erdtönen gestrichen und mit farbenprächtigen Bildern dekoriert. Dass ich immer noch den Geruch von Zigarettenrauch erwarte, wird mir erst bewusst, als ich den Tisch passiere, an dem früher immer Bert saß und eine Kippe nach der anderen geraucht hat.

Das Lokal riecht besser als früher und es sieht schöner aus, aber es ist nicht mehr Zuhause. Das Einzige, das noch so ist wie früher, ist mein Opa, der hinter dem Tresen steht und mit einem Gast plaudert. Auch wenn er schmaler ist und blasser als früher und an seinem Rollator lehnt.

Ava steht neben Opa und lacht über das, was er gerade gesagt hat. Als sie mich bemerkt, winkt sie und lächelt breiter. »Hallo, Dän!«

»Hey!« Ich gehe zum Tresen und schiebe mich neben den Gast, der an seinem Bier nippt. »Na Opa, guter Tag?«

»Irgendwer muss den Jungen ja zeigen, wie der Hase läuft.«

Ava schüttelt grinsend den Kopf, sagt aber nichts. Stattdessen kassiert sie den Gast ab und gibt uns beiden ein bisschen Raum.

»Wissen die im Heim, dass du hier bist?«, frage ich.

Opa schnaubt und macht sich daran, den Tresen abzuwischen. »Es geht die nichts an, wie ich meine Zeit verbringe. Ich bin doch kein kleines Kind.«

»Bist du nicht, aber wenn die wieder eine Großsuchaktion starten, wird das... unangenehm.« Und teuer.

»Ich bin auch kein dementer Trottel, nach dem man suchen muss. Ich bin ein erwachsener Mann. Ich tue, was ich will. Und den ganzen Tag dort belämmert hocken und in den Fernseher starren oder an hirnverbrannten Beschäftigungsmaßnahmen teilnehmen, das will ich eindeutig nicht. Heute wollten die im Ernst, dass ich Seidenmalerei mache. Seidenmalerei! Als ich das letzte Mal nachgeschaut habe, hatte ich noch Eier. Seidenmalerei. Das ist was

für Weiber und...« Das letzte Wort verschluckt er wegen meines warnenden Blicks. Er wischt fester über den Tresen, murmelt eine halbherzige Entschuldigung und nuschelt dann doch, leiser, aber deutlich hörbar: »Ist doch wahr.«

Ich verkneife mir eine Antwort, hauptsächlich deswegen, weil mein schlechtes Gewissen sich meldet. Opa hasst das Heim, das weiß ich. Aber nach seinem schweren Sturz war er so eingeschränkt, dass es anders nicht mehr ging.

Ein weiterer Kunde kommt herein, diesen kenne ich sogar, er war Stammgast, als das Lokal noch Opas Kneipe war. Ich lasse die beiden miteinander reden und gehe zu Ava.

»Ist es okay, wenn wir noch ein bisschen bleiben?«, frage ich.

Sie wirft Opa einen milden Blick zu. »Natürlich. Wollt ihr was essen?«

»Ja, ich glaube, das ist eine gute Idee. Ich schaue gleich, dass ich ihn hinter dem Tresen weg und an einen Tisch bekomme.«

Das entlockt ihr ein Lachen. »Viel Erfolg«, meint sie trocken.

Ich grinse nur, dann zücke ich mein Handy, um im Heim anzurufen und ihnen zu sagen, dass Opa den Nachmittag heute mit mir verbringt. Wie sich herausstellt, ist sein Verschwinden noch gar nicht aufgefallen.

Sobald das erledigt ist, schicke ich noch eine Nachricht an meine Schwester: *Familienessen in Opas Kneipe. Jetzt.* Und damit sie auch sicher kommt, füge ich noch hinzu: *Ich zahle.*

Keine zehn Minuten später stürmt Sindy durch die Tür, wie immer dicht gefolgt von Khaleesi. Die Hündin will sich an Sindy vorbeischieben und in Richtung Tresen laufen, doch meine Schwester dirigiert sie bestimmt in Richtung unserer Nische. Kurz sehe ich sie als kleines Mädchen vor mir, wie sie an diesem Tisch gezeichnet oder auf Opas Handy gedaddelt oder die Nase in Mathebüchern versteckt hat, während ich versucht habe, Hausaufgaben zu machen. Noch immer ist sie die Schlauste weit und breit, davon abgesehen hat die junge Frau, die sie jetzt ist, mit dem Mädchen, das sie mal war, wenig gemeinsam. Sindy ist wie immer stark geschminkt,

mit ihren Wimpern könnte man Leuten die Pulsadern durchschneiden und ihre Fingernägel sind ewig lange Krallen, die heute in metallischem Lila erstrahlen. Sie hat sich nicht die Mühe gemacht, für unser Familienessen ihre abendlichen Loungeklamotten noch einmal auszuziehen. Ihr Blick hat etwas auffallend Gehetztes.

»Alles in Ordnung?«, frage ich, sobald sie mich erreicht hat, und umarme sie kurz.

Sie schüttelt den Kopf, nickt und schüttelt erneut den Kopf. »Argh!«

»Was ist denn los?« Ich tätschle Khaleesi zur Begrüßung den riesigen grau gestromerten Schädel, konzentriere mich aber dennoch voll auf meine Schwester.

Statt einer Antwort fischt Sindy einen Zettel aus der Tasche ihres Hoodies und drückt ihn mir in die Hand. Ein Brief. Ein sehr offizieller Brief. Stirnrunzelnd lese ich ihn – und stocke gleich darauf. »Die wollen dein Konto pfänden?! Sindy! Wie konnte das passieren?«

Khaleesi fiept aufgeregt und will an mir hochspringen, doch Sindy schiebt sie unter den Tisch. Widerwillig gehorcht die Hündin. Sie legt sich hin, stiert aber weiter zu uns hoch. Ihr Schwanz klopft rhythmisch auf den Boden.

Sindy und ich rutschen auf die Bank. Ein Blick Richtung Theke sagt mir, dass Opa immer noch damit beschäftigt ist, sich mit Gästen zu unterhalten. Kurz lasse ich das vertraute wehmütige Gefühl über mich hinwegschwemmen, dann nehme ich wieder meine Schwester ins Visier. »Also?«

Sindy fährt sich durch die Haare. Dass sie es schafft, sich dabei nicht mit ihren Krallen den Schädel aufzuschlitzen, ist mir ein ewig währendes Rätsel. »Ich habe wohl vergessen, die Hundesteuer zu bezahlen.«

»Und deswegen wollen die dich pfänden? Statt erst mal ne Mahnung zu schicken?«

»Ah, es kann sein, dass ich auch die Mahnungen übersehen habe?«

»Mann, Sindy!«

Kaum erhebe ich die Stimme, springt Khaleesi unter dem Tisch schon auf und schiebt mir ihren riesigen Kopf in den Schritt. Ich tätschle sie beruhigend. »Ist ja schon gut. Wir streiten nicht, wir diskutieren nur. Keine Sorge.« Sie fiept leise, dann dreht sie sich um und hockt sich eng neben Sindy. Die riesige Schäferhundmix-Hündin ist ein kleines Sensibelchen.

Sindy krault ihre Hündin und schaut mich abwartend an. Abwartend und ein bisschen schuldbewusst. Sie kaut sogar an ihrer Unterlippe. Jedes Mal, wenn sie das tut, knicke ich ein.

Ich atme tief durch. »Okay, wir kriegen das hin. Wir überweisen heute noch die Hundesteuer, das sollte noch ausreichen. Du hast das Geld doch, oder?«

Sie nickt. »Ich hab es einfach nur vergessen.«

Das ist so typisch für meine Schwester. So schlau sie ist, so viel vergisst sie auch. Es fällt ihr schwer, sich auf nur eine Sache zu konzentrieren, ständig schweift sie ab. Schafft sie es doch, sich zu fokussieren, dann vergisst sie alles andere um sich herum. In ihrem Job – sie ist *Security Architect* in einem Energiekonzern; was auch immer das genau bedeutet – ist sie darum richtig gut, von Alltagsdingen aber oft völlig überfordert.

»Hast du noch mehr unbezahlte Rechnungen herumfliegen?«

Sindy nagt weiter an ihrer Unterlippe, weicht meinem Blick aus und zuckt mit einer Schulter.

Jetzt bin ich es, der sich durch die Haare fährt. »Okay, pass auf. Ich komm nachher mit zu dir und dann gehen wir deinen Papierkram gemeinsam durch. Wenn noch etwas offen ist, überweisen wir das auch gleich.«

Sindy setzt an, etwas zu sagen, wird jedoch von Ava unterbrochen, die mit mehreren großen Tellern mit duftenden Köstlichkeiten an den Tisch kommt. Opa hat es endlich geschafft, sich vom Tresen loszureißen und folgt ihr, den Rollator vor sich herschiebend.

Während Sindy und Opa sich begrüßen, schreibe ich eine schnelle Nachricht an meine Mitbewohner, dass ich heute doch nicht wie geplant mit ihnen ins Kino gehen kann. Familie geht vor.

Moritz hat sich immer noch nicht gemeldet.

Kapitel 2

Als ich die Wohnungstür öffne, erwartet mich Chaos. Dennis nutzt unseren Flur, um seine neuen High Heels einzulaufen, während Juli lautstark eine Pophymne schmettert. So wie es riecht, versucht er sich mal wieder am Kochen. Das kann gut laufen, muss es aber nicht. Er ist, um es freundlich auszudrücken, abenteuerlustig in der Küche. Rezepte hält er für Vorschläge, die man gerne auch mal frei variieren kann, vor allem dann, wenn es um Garzeiten oder Temperaturangaben geht. Der Geruch wird beißender und ich vermute, dass er letzteres auch jetzt wieder ignoriert.

Gleichzeitig stürmen Dennis und ich in die Küche. Ich reiße sofort das Fenster auf, während Dennis den überkochenden Topf vom Herd nimmt.

»Oh, sorry«, meint Juli bedröppelt.

»Was sollte das denn werden?«, frage ich.

»Etwas total Cooles! Eine Cheeseburgersuppe.«

»Eine... was bitte?«

Er grinst breit. »Hab ich heute auf Insta gesehen. Geil, oder?«

Dennis und ich starren die müde vor sich hin blubbernde Brühe misstrauisch an. »Klingt... kreativ«, meine ich schließlich.

Dennis ist wie immer der Mutigere von uns beiden. Er schnappt sich einen Löffel und kostet tatsächlich von der Pampe. Sofort verzieht er das Gesicht und schafft es nur mit Mühe runterzuschlucken. »Sorry, Süßer, aber das kann man nicht essen.«

»Oh.« Enttäuschung macht sich auf Julis ausdrucksstarken Zügen breit. Das erträgt Dennis natürlich nicht. Er drückt seinem Freund einen Schmatzer auf die Wange und ruft: »Sushi! Wir bestellen jetzt ein richtig dekadentes Sushigelage. Zur Feier des Tages.«

»Was feiern wir denn?«, will ich grinsend wissen, auch wenn ich schon so eine Ahnung habe.

»Donnerstag natürlich«, sagt er dann auch tatsächlich.

Immer noch etwas geknickt, lässt Juli sich überreden, die gräuliche Brühe beiseitezuschieben – »Ich kann sie vielleicht noch retten! Wegschütten wäre Verschwendung« –, dann bestellen wir bei unserem Stammasiaten einmal das komplette Sushisortiment. Dennis' letzter Auftritt war außergewöhnlich gut bezahlt, darum hat er die Spenderhosen an.

Bald darauf sitzen wir auf der gemütlichen Couch in Dennis' und Julis Zimmer, das Essen vor uns auf dem Couchtisch ausgebreitet. Wenn wir zusammen essen, dann meistens hier. Der wacklige Küchentisch ist zu klein, als dass wir zu dritt daran sitzen könnten, ohne Platzangst zu bekommen. Und dabei sind wir alle drei eher auf der schmaleren Seite.

Wie meistens lassen wir eine True-Crime-Doku laufen, während wir essen. Die grausamen Serienmorde sind jedoch eher Hintergrundgeplätscher, während wir einander erzählen, was wir den Tag über so gemacht haben. Juli berichtet von einer entzückenden fünfjährigen Patientin, die ihn in der Klinik heute damit verzaubert hat, dass sie ihre Götterspeise nach ihm geworfen hat.

»Sie hat Charakter! Außerdem hatte sie recht, das Zeug war widerlich«, meint er.

Dennis wiederum hat heute am Make-up-Counter so viele nichtssagende Tageslooks geschminkt, dass ihm das grelle Achtzigerjahre-Make-up des aktuellen Serienmörder-Opfers als Wohltat erscheint.

»Wenn du so weitermachst, hast du bald die gleiche Frisur, Dän«, stichelt er und zupft an meinen inzwischen zu langen Strähnen herum.

»Die Farbe stimmt schon mal«, pflichtet Juli ihm bei. »Aber du kannst es tragen.«

Ich mustere den hellblonden Wuschelkopf der strangulierten und im Wasser treibenden Frau. »Könnte schlimmer kommen. Immerhin hat sie keinen Vokuhila.«

»Hey, die kommen wieder«, meint Dennis.

»Ich weiß. Aber damit sehe ich wahrscheinlich aus wie mein Opa in den Achtzigern und das muss nicht sein.«

»Apropos. Ist bei deiner Familie alles okay?«, fragt Juli. »Du bist gestern so spät heimgekommen und heute Morgen so früh gegangen, dass ich dich noch gar nicht fragen konnte.«

»Ja, alles gut. Es gab einen kleinen Notfall, aber nichts Schlimmes. Wir haben das schnell wieder hingekriegt.«

»Irgendwann muss sie echt mal lernen, ohne dich klarzukommen«, wirft Dennis mit leidiger Routine ein. Ich weiß nicht, wie oft er das schon gesagt hat.

»Es war nicht die Kleine, sondern Opa. Er vermisst die Kneipe. Also habe ich ein Familienessen angesetzt, um ihn abzulenken. Danach bin ich noch kurz mit zu Sindy und habe ihr bei einem Problem geholfen.« Okay, *kurz* ist ein bisschen untertrieben. Ich habe Stunden damit verbracht, Ordnung in ihr nicht vorhandenes Ablagesystem zu bringen. Zum Glück neigt sie dazu, ihre Post auf einen Stapel zu werfen und zu vergessen und entsorgt sie nicht auch noch. So konnte ich alle unbezahlten Rechnungen finden – denn natürlich gab es noch ein paar mehr als die Hundesteuer – und Sindy zwingen, sie unter meiner Aufsicht zu begleichen.

Dennis kennt Sindy und mich zu gut, um das zu glauben. »Die *Kleine* ist 21. Erwachsen. Trotzdem hängst du über ihr wie eine Glucke. Du bist nicht ihre Mutter, Dän.«

Kaum hat er das gesagt, wirft er mir auch schon einen entschuldigenden Blick zu, doch das ändert nichts an dem Stich in meiner Brust. Ich richte mich auf und lege meine Stäbchen auf den Couchtisch neben die Makiplatte, von der ich eben noch gefuttert habe.

»Nein. Ich bin nicht ihre Mutter«, sage ich nüchtern. »Wäre ich das, läge ich gerade mit meinem Typen in Thailand am Strand, würde Cocktails trinken und mich fragen, warum meine Currywurstbude unter Palmen immer noch nicht läuft.«

Nicht, dass ich das meiner Mutter nicht gönne. Das Leben unter Palmen, nicht die Existenzsorgen, die sie ihrer grenzenlosen Naivität verdankt. Sie hatte es weiß Gott hart genug in ihrem Leben. Manchmal finde auch ich die Vorstellung verlockend, einfach abzuhaue

und mir irgendwo an einem Strand die Sonne auf den Bauch scheinen zu lassen. Aber anders als meine Mutter weiß ich, was Verantwortung ist.

Dennis legt eine Hand auf meine. Erst jetzt merke ich, dass ich sie zur Faust geballt habe. »Entschuldige. Ich mach mir Sorgen um dich. Aber das war nicht okay.«

Ich atme mehrmals tief durch, bis ich es schaffe, meine zusammengekrallten Finger zu lösen und Dennis sachte mit der Schulter anzustoßen. »Schon gut.«

Dennis nickt und steckt sich einen riesigen Happen eingelegten Ingwer in den Mund. Dabei übersieht er, dass ein ordentliches Bröckchen Wasabi daran klebt. Prompt bricht er in einen Hustenanfall aus. Lachend tätschelt Juli ihm den Rücken, ehe er sich mir zuwendet.

»Und was tut sich so bei deiner Arbeit?«, wechselt er das Thema. »Gibt es neuen Anwaltsklatsch und -tratsch?«

»Nein, nichts dergleichen. Aber Moritz ist verschwunden.«

»Wie *verschwunden*?« Mit großen Augen beugt Juli sich vor, während Dennis sich die Tränen aus den Augen wischt.

»Er war in München auf einer Konferenz und hätte morgen wieder ins Büro kommen sollen. Stattdessen hat er sich auf unbestimmte Zeit freistellen lassen.«

Dennis hat die Wasabiattacke endlich überwunden und steckt sich sein Sushi in den Mund. Dass er kaut, hindert ihn nicht am Reden. »Aber deswegen ist er doch noch lange nicht verschwunden.«

»Doch, ist er. Er geht nicht an sein Handy und als ich gestern bei ihm daheim war, meinte seine Nachbarin, dass er noch nicht wieder zurück ist.«

»Warum warst du bei ihm daheim?«

»Ich wollte nach ihm sehen. Ihm was zu essen bringen.«

»Vielleicht hat er jemanden in München aufgerissen und macht jetzt ein bisschen Urlaub«, überlegt Dennis weiter. »Honeymoon und so.«

»Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Nicht Moritz. Der ist mit seiner Arbeit verheiratet und sonst mit niemandem.«

»Kannst du es ihm da verdenken, dass er mal ne Auszeit braucht?«, fragt Dennis.

Ich schüttle den Kopf. »Nein. Aber das erklärt nicht, warum er mich ignoriert und von einem Tag auf den anderen abtaucht.«

»Vielleicht hat er sich einer Sekte angeschlossen!«, ruft Juli, deutliche Sensationsgeilheit in der Stimme.

»Was?«

Mit dem Kopf deutet Juli zum Fernseher, wo gerade eine junge Frau von ihrer Kindheit in einer mörderischen Sekte erzählt. »So was kommt vor.«

»Aber doch nicht bei Moritz.«

»Überarbeiteter Anwalt, desillusioniert, auf der Suche nach einem Sinn im Leben. Ich finde schon, dass da Potenzial ist.«

»Du spinnst.« Kopfschüttelnd stecke ich mir ein Stück Maki in den Mund.

Eine Weile schweigen wir, doch ich schaffe es nicht, mich auf die Sendung einzulassen. Irgendwann legt Juli seinen Kopf auf meine Schulter und drückt meine Hand. »Er wird schon wieder auftauchen. Sicher ist alles okay bei ihm.«

Ich streichle ihm durch die braunen Locken und atme tief durch. »Hoffentlich.«

Die nächsten Tage vergehen ereignislos. Zumindest für meine Verhältnisse. Die Arbeit ist stressig und meine Familie verrückt. Wenn ich nicht im Büro bin, hetze ich zwischen meiner WG, Opas Heim und Sindys Winzwohnung hin und her.

Op legt sich mit dem Pflegepersonal an, weil das ihm seinen Schnaps- und Zigarettenvorrat wegnehmen will und weil er es eine Unverschämtheit findet, was man ihnen an Essen vorsetzt. Da Opa von den alten Leuten in seinem Stockwerk mit Abstand am fittesten ist, hat er es sich zur Aufgabe gemacht, sich für deren Lebensqualität einzusetzen. Natürlich würde er das nie so sagen.

Er schimpft und stänkert einfach die ganze Zeit und bringt das Personal gegen sich auf. Trotzdem schafft er es, dass man einen weiteren FSJler einstellt.

Sindy wiederum muss ich zweimal mitten in der Nacht aus irgendwelchen Clubs abholen. Beide Male kann sie sich kaum auf den Beinen halten und einmal muss ich einen aufdringlichen Typen abwimmeln, der sie begripschen will, obwohl sie eindeutig nicht interessiert ist.

Am Sonntagabend bin ich mehr als froh, als ich mich zu Dennis und Juli auf die Couch fallen lasse und mein Feierabendbier öffne. Heute haben wir Pizza bestellt und im Fernsehen läuft wieder eine True-Crime-Sendung.

»Gehst du nachher mit uns feiern?«, fragt Juli hoffnungsvoll.

Ich gähne demonstrativ. »Ich war diese Woche schon in zwei Clubs.«

»Du warst davor. Um deine Schwester abzuholen«, berichtet Dennis. »Das ist nicht dasselbe.«

»Komm mit, es wird super!«, meint Juli. »Im *Gardens* ist *Drag Night*.«

»Mal schauen, okay?«, nuschle ich unverbindlich und beiße von meinem Pizzastück ab. Wenn Dennis einen Auftritt hätte, wäre ich natürlich dabei, aber so... Ich kann jetzt schon hören, wie mein Bettchen nach mir ruft.

Die Pizza ist längst verputzt und wir haben die Hälfte der zweiten Folge hinter uns gebracht, als mein Handy klingelt.

»Urgh«, mache ich, weil das ganz bestimmt meine Familie ist.

»Was wollen sie denn jetzt schon wieder?«

Ich schnappe mir mein Handy vom Couchtisch und blinzle überrascht den Namen an, der mir da entgegenblinkt. Der Anrufer ist nicht Opa und auch nicht Sindy. Es ist Moritz.

Ich beeile mich abzuheben. Noch in der Bewegung springe ich auf. Als ich mich melde, bin ich schon halb auf dem Weg in mein Zimmer. »Moritz, hallo!«

»Hi, Dän. Wie geht's?«

»Gut, danke.« Ich schließe die Tür hinter mir und lehne mich dagegen. »Und dir? Alles in Ordnung bei dir?«

»Alles bestens«, erwidert er, oder richtiger: tut er meine Frage ab. Ich umklammere mein Handy fester. »Schön zu hören. Du hast mich ziemlich geschockt, als du plötzlich weg warst, ehrlich gesagt.«

»Das kann ich mir vorstellen. Sorry. Ich brauche einfach eine kleine Auszeit.« Um ihn herum herrscht ziemlicher Lärm. Klingt, als wäre er in einem Lokal oder einer vollen Einkaufsstraße oder sonst wo, wo viele Menschen sind.

»Wo bist du denn? Ich... Ich war letztens an deiner Wohnung und... stand vor verschlossener Tür.«

Er lacht verlegen. »Oje, das tut mir leid. Ich bin noch in München. Es ist so schön hier und tut mir echt gut. Ich bleib noch eine Weile.«

»Das... Okay. Das freut mich für dich. Willst du drüber reden, warum du so plötzlich eine Auszeit brauchst?«

»Ah, du weißt ja, wie das ist mit dem ständigen Stress. War mal nötig.« Es entsteht eine kurze Pause und als er weiterspricht, ist seine Stimme klarer, ehrlicher. »Du, weswegen ich anrufe... Das klingt vielleicht komisch, aber ich wollte, dass du etwas weißt.«

»Nämlich?« Ich halte den Atem an.

»Also.« Moritz holt tief Luft und ich versuche mich für das zu wappnen, was jetzt kommt. Doch mit dem, was er tatsächlich sagt, habe ich nicht im Entferntesten gerechnet. »In meiner Wohnung ist ein Safe. In meinem begehbaren Kleiderschrank, hinten unten, bei den Schuhen. Der Code ist 7-4-5-9. In dem Safe ist mein Testament.«

»Was?!«

»Wenn mir irgendetwas passieren sollte, dann... Dann will ich, dass du dir von meiner Nachbarin den Schlüssel zu meiner Wohnung besorgst und das Testament holst.«

Ich presse eine Hand auf meinen Mund. »Warum sagst du mir das?«, nuschle ich gegen meine Handfläche.

Moritz versteht mich trotzdem. »Keine Sorge, das ist eine reine Vorsichtsmaßnahme. Ich... mache morgen eine herausfordernde Tour. Und du weißt doch, wie wir Anwälte sind. Immer auf Nummer sicher gehen.« Er lacht auf. »Es ist grob fahrlässig, dass ich dir das nicht schon viel früher gesagt habe.«

»Moritz, ich...«, setze ich an, doch er unterbricht mich. Was nicht schlimm ist, denn ich weiß ohnehin nicht, was ich sagen soll.

»Du kümmerst dich darum, wenn es nötig sein sollte, ja, Dän? Versprich es mir. Ich hab sonst niemanden.«

»Sicher, aber Moritz...«

Moritz antwortet nicht gleich. Eine der Stimmen löst sich aus dem Hintergrund, spricht ihn an, eine deutliche Aufforderung im Tonfall.

»Ich muss los. Danke, Dän, du bist ein echter Freund. Mach's gut!«, meldet Moritz sich gleich darauf wieder. Und dann legt er ohne weitere Abschiedsworte, ohne noch auf eine Antwort von mir zu warten, auf.

Mein verlorenes »Tschüss« hört er schon gar nicht mehr.

Ich weiß nicht, wie lange ich das Handy blicklos anstarre, mit rasendem Herzen und eiskalten Händen. Schließlich reiße ich mich zusammen und stürme ins Wohnzimmer.

»Borgt ihr mir euren Koffer?«, platze ich heraus, kaum dass ich um die Ecke schlittere.

Juli und Dennis, die gerade eng ineinander verschlungen auf der Couch liegen, unterbrechen verwirrt ihre Knutscherei. Beiden stehen die Haare zu Berge.

Dennis ist der Erste, der sich fasst. »Warum das denn?«

»Ich fahre morgen nach München.«

Kapitel 3

»Kriegst du denn so kurzfristig Urlaub?«, fragt Dennis. Er lehnt mit verschränkten Armen am Türrahmen. Juli steht neben ihm. Die beiden beobachten seit zehn Minuten, wie ich wahllos Klammotten und Schuhe aus meinem Schrank zerre und sie hektisch in ihren Koffer stopfe, der geöffnet auf meinem Bett liegt. Es ist der kleine, den sie immer im Handgepäck mitnehmen. Ich habe schließlich nicht vor, lange zu bleiben. Zusammen mit meinem Rucksack reicht der vollkommen.

»Das will ich doch hoffen«, erwidere ich.

»Aber meinst du nicht, dass du ein bisschen übertreibst?«, setzt Dennis nach. »Ich meine, er ist ein erwachsener Mann.«

Ich wedle genervt mit den Händen. »Nein, ich meine nicht, dass ich übertreibe. Ich soll sein Testament holen. Hallo? Das ist doch wohl mehr als nur ein bisschen beunruhigend.«

Juli schlägt seinem Freund unsanft gegen den Oberarm. »Lass dir von dem alten Stinker nichts einreden, Dän. Es ist toll, dass du niemand bist, der zusieht und abwartet, wenn es jemandem schlecht geht. Ich kenne niemanden, der hilfsbereiter ist als du.«

»Definitiv«, stimmt Dennis zu. »Aber... Manchmal übertreibst du es vielleicht ein bisschen mit der Hilfsbereitschaft.«

Ich verschränke die Arme vor der Brust. »Wie meinst du das?«

Dennis zögert ein bisschen. »Na ja, du fühlst dich für alle verantwortlich und versuchst immer, anderer Leute Probleme für sie zu lösen und sie vor sich selbst zu retten«, sagt er schließlich. »Manchmal geht das aber nicht. Und manchmal ist es auch schlicht nicht nötig.«

»Geht es hier schon wieder um meine Schwester?«, presse ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Vielleicht ein bisschen. Ich meine, gestern hat sie dich angerufen, weil ihr Gasboiler so komische Geräusche gemacht hat und sie Angst hatte. Und du hast sofort alles stehen und liegen gelassen und bist zu ihr gefahren.«

»Sie hat mich gebraucht!«

»Sie braucht dich immer. Auch dann, wenn sie dich eigentlich nicht braucht. Wenn es besser wäre, sie lernt selbst klarzukommen.« Er macht eine ausladende Handbewegung, mit der er beinahe den Kaktus vom Regal fegt. »Ich verstehe schon, wo das herkommt, Dän. Du hast sie praktisch großgezogen. Dabei warst du selbst noch ein Kind. Ich meine nur, vielleicht ist es an der Zeit, ein bisschen... loszulassen.«

»Natürlich zählt sie auf mich. Ich bin ihr Bruder! Ich bin immer für sie da. Ich kann sie doch nicht einfach im Stich lassen! Dann wäre ich um nichts besser als meine Mutter, die sich bei der ersten Möglichkeit aus der Verantwortung gestohlen hat. Oder mein Vater, der überhaupt nie Verantwortung übernommen hat.«

»Dän...« Dennis macht einen Schritt auf mich zu, doch ich lasse ihn nicht zu Wort kommen.

»Außerdem hat das eine mit dem anderen nichts zu tun«, blaffe ich. »Das mit Moritz ist doch etwas völlig anderes.«

»Ist es das? Du bist nicht für ihn verantwortlich, Dän.«

»Nein. Aber ich bin sein Freund!« Ich starre Dennis nieder. Als er den Blick senkt, wende ich mich wieder dem Koffer zu. T-Shirts, Socken und Unterhosen stopfe ich unordentlich hinein.

»Bist du in ihn verliebt?«, fragt Juli nach einer Weile leise.

Irritiert fahre ich erneut herum. »Was? Wie kommst du darauf?«

»Du reist für ihn um die halbe Welt«, meint Dennis nüchtern.

»Nach Bayern ist wohl kaum um die halbe Welt.«

»Trotzdem.« Er zieht vieldeutig eine perfekt gezupfte Augenbraue hoch. Kurz bin ich versucht, ihm die Socke, die ich in der Hand habe, ins Gesicht zu werfen. Ist es denn wirklich so schwer zu verstehen, dass ich nach Moritz sehen will?

»Nein, ich bin nicht in ihn verliebt«, sage ich betont langsam. »Er ist ein Freund. Ein guter Freund. Und ich verdanke ihm so viel. Er war der Einzige, der mir eine Chance gegeben und an mich geglaubt hat. Ohne ihn hätte ich doch nie die Abendschule gemacht.«

»Wir glauben auch an dich«, erwidert Juli.

Ich atme tief durch und lasse die Socke in den Koffer fallen. Dann gehe ich zu ihm und schließe ihn in die Arme. »Ich weiß. Aber damals kannten wir uns doch noch nicht.« Ich drücke ihn fester an mich. »Ich bin sehr froh, dass ich euch habe. Und ich würde für jeden von euch nach Bayern fahren, wenn das nötig sein sollte. Oder nach Sachsen. Oder sonst wohin.«

Ich spüre, wie Juli gegen meine Brust nickt, und trete einen Schritt zurück. »Ich mache mir Sorgen um ihn, verstehst du? Er klingt so komisch und so, wie er sich in letzter Zeit verhält... Was, wenn er sich etwas antun will?«

Juli nickt wieder und setzt gerade an, etwas zu sagen, als Dennis mir eine Hand auf die Schulter legt. »Du bist ein verdammt guter Freund, Dän. Moritz hat Glück, dass er dich hat. Ich meine doch nur... Wenn du dich immer nur um andere kümmerst... Wo bleibst dann du?«

»Ich...« Ich stocke, mache einen Schritt zurück und stoße gegen den Koffer. Kurz ringe ich nach Worten, dann straffe ich die Schultern und funkle Dennis entschlossen an. »Meine Sorge um Moritz ist begründet. Und ich lasse ihn sicher nicht irgendwo in Bayern in seinen Depressionen versinken.«

»Absolut.« Juli wirft seinem Freund einen finsternen Blick zu, ehe er wieder die Arme um mich legt. »Schau, dass du ihn findest. Und bring ihn heil wieder nach Hause zurück.«

Das habe ich vor.

Die Kanzlei ist nicht begeistert, dass ich mir spontan freinehme. Doch da ich jede Menge Urlaubstage übrig habe und mein direkter Vorgesetzter sich auf unbestimmte Zeit hat freistellen lassen, gibt es nicht besonders viel Widerstand gegen meine Pläne. Ich versuche nicht darüber nachzudenken, was das für meine zukünftige Jobsicherheit bedeutet.

Die Zugfahrt sollte eigentlich nur viereinhalb Stunden dauern. Tatsächlich erreiche ich München zwei Stunden später als geplant und völlig geschlaucht. Der Zug war überfüllt, die Klimaanlage hat nicht funktioniert und die letzten drei Stunden durfte ich einem Haufen sexistischer Teenager dabei lauschen, wie sie Bier trinkend mit ihren Eroberungen prahlten, während neben mir eine ältere Dame eine stinkende Wurst verzehrte. Nur die Wurst. Es war eine verdammt große Wurst. Und erwähnte ich schon, dass sie stank?

Auf dem Bahnsteig atme ich erst einmal tief durch und strecke mich. Prompt kassiere ich einen Ellbogen gegen die Rippen. Der Bahnsteig quillt über von Menschen, die mit ihren Koffern alle in dieselbe Richtung rasen. Entfernt liegen Essensgerüche in der Luft, neben dem Geruch von Staub und Öl. In einiger Entfernung entdecke ich Essensstände. Mein Magen knurrt und ich schließe mich dem Menschenstrom an.

Nach einigem Geschiebe und Geschubse finde ich eine Pizzabude. Mit meinem Stück Margherita stelle ich mich an den Rand und beobachte das Treiben auf den Bahnsteigen. Gestern habe ich Dennis noch gesagt, dass Bayern keine Weltreise entfernt ist, heute fühlt es sich genau so an. So weit von daheim war ich noch nie weg, wenn man von dem einen Malle-Urlaub vor zwei Jahren absieht. Ich lasse das Gefühl der Fremdheit über mich hinwegwaschen.

Ich kann es nicht richtig festmachen, aber mir kommt es so vor, als würden die Menschen anders aussehen als daheim in Berlin. Und sie klingen anders, sehr sogar. Und trägt dieser Typ dort drüben tatsächlich ein rosa kariertes Hemd zu einer Lederhose? Der ist so alt wie ich und hat wahrscheinlich die schnöseligste Frisur, die ich je gesehen habe.

Fasziniert beobachte ich, wie er einen Kerl mit identischer Frisur und ähnlichem Look begrüßt. Bloß ist dessen Hemd blassblau kariert statt rosa. Und er trägt einen cremefarbenen Pullover über den Schultern. Ich erschauere und wende mich wieder meiner Pizza zu.

Nachdem ich aufgegessen habe, checke ich noch schnell, wie ich zu Moritz' Hotel komme. Es ist nicht weit, nur ein paar Stationen

mit der U-Bahn. Kurz überlege ich, ob ich laufen soll, entscheide mich dann aber doch dagegen. Für Sightseeing habe ich immer noch Zeit, wenn ich mit Moritz geredet habe.

Auf dem Weg zur U-Bahn komme ich an einem Stand vorbei, an dem in Plastik eingeschweißte Lebkuchenherzen hängen. Der Anblick lässt mich grinsen. Die Aufschrift *Herzensbua* sticht mir besonders ins Auge. So eines muss ich unbedingt Juli mitbringen, der findet das sicher zum Schießen.

Die U-Bahn sieht anders aus als in Berlin, die Ansagestimme ist anders und die Bahn ist extrem überfüllt. Das Gedränge hat etwas Vertrautes, aber irgendwie habe ich mir München beschaulicher vorgestellt.

An meiner Zielstation angekommen, trage ich meinen Koffer die Treppe hoch und lasse mich von meinem Handy zum Hotel leiten. Nach nur wenigen Minuten habe ich es erreicht. Es ist ein riesiger anonymer Kasten, wie er auch in Berlin stehen könnte.

Ich atme noch einmal tief durch, dann betrete ich das Hotel. Die Lobby ist riesig und nach der Wärme draußen angenehm kühl. Wie außerhalb ist auch hier drinnen alles klinisch modern und seelenlos. Kein Hirschgeweih-Lederhosen-Chic weit und breit. Auch das Personal an der Rezeption trägt keine Tracht, sondern normale Anzüge und Kostüme. Ja, möglicherweise habe ich Bayern gegenüber gewisse Vorurteile.

Ich muss ein bisschen warten, bis eine Gruppe Businessleute ausgecheckt hat, dann kann ich endlich an die Enddreißigerin mit streng zurückfrisiertem Haar und einer gewissen Fräulein-Rottenmeier-Aura herantreten, die hinter der Rezeption steht.

Sie schenkt mir ein höfliches Lächeln. »Willkommen in München. Was kann ich für Sie tun?«

»Hallo«, grüße ich betont freundlich. »Ich würde gerne einen Ihrer Gäste sprechen. Moritz von der Heyden.«

Sie runzelt die Stirn, dreht sich aber zur Seite und schaut in ihren Computerbildschirm, während sie auf der Tastatur herumklickert. Lange dauert es nicht, dann wendet sie sich wieder mir zu. »Herr von der Heyden logiert nicht länger im Hause.«

»Was? Seit wann?«

»Ich bedaure, aber ich kann Ihnen diesbezüglich keine Auskunft erteilen.«

»Aber...«

»Auf Wiedersehen, der Herr.« Sie lässt einen pointierten Blick über mich wandern, den ich nur zu gut kenne. Ich kann förmlich hören, wie sie gedanklich meine No-Name-Klamotten verurteilt und auf meinen Kontostand und mein Bildungsniveau rückschließt. Das altvertraute Gefühl, fehl am Platze zu sein, will sich an mich heranschleichen, doch ich dränge es resolut zurück. So leicht lasse ich mich nicht vertreiben.

»Wissen Sie denn vielleicht, wo er hinwollte?«

»Bedaure«, sagt sie erneut. In ihrer Miene liegt kein bisschen Bedauern.

»Okay. Danke trotzdem. Tschüss.«

»Auf Wiedersehen.«

Trotz des verächtlichen Blicks der Frau an der Rezeption verlasse ich das Hotel nicht, sondern gehe erst einmal zur Bar. Ich brauche was zu trinken, meine Kehle ist wie ausgedörrt. Und vor allem brauche ich einen Ort, an dem ich mir in Ruhe überlegen kann, was ich als Nächstes tun soll.

Die Bar ist schick und edel eingerichtet, mit dunklen Materialien und von hinten beleuchteten Regalen voller Spirituosen. Und bis auf mich ist sie leer. So ist es auch kein Wunder, dass der Barkeeper sich förmlich auf mich stürzt, als ich den Koffer neben mir abstelle und mich auf einen Barstuhl schwinde.

»Was darf's sein?«, fragt er. Sein Lächeln ist wesentlich freundlicher als das des Rezeptionsdrachens. Er ist etwa in meinem Alter, vielleicht sogar ein bisschen jünger.

Ich bestelle eine Cola, die er mir gleich darauf reicht.

»Hey, kannst du mir vielleicht ein Hotel empfehlen?«, frage ich ihn, als er die Cola vor mir abstellt.

»Ähm.« Er macht eine wedelnde Handbewegung, grinst dabei aber.

»Ein etwas... Leistbareres«, präzisiere ich.

»Ah. Klar.« Er rattert eine Liste von Möglichkeiten runter, die ich in meinem Handy notiere.

»Danke!«

»Gern. Was bringt dich denn hierher?« Er lehnt sich gegen den Tresen und lächelt interessiert. Wie es aussieht, werde ich meine Übernachtungsmöglichkeiten erst ein bisschen später googeln. Aber möglicherweise ist es auch ganz gut, dass er ein Gespräch mit mir angefangen hat.

»Ich suche jemanden, vielleicht kennst du ihn ja. Ein ehemaliger Gast. Moritz von der Heyden?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich kenne die Namen der Gäste meistens nicht.«

»Okay. Warte.« Ich krame mein Handy hervor und durchforste es nach einem Foto von Moritz und mir. Viele gibt es nicht, er ist ein bisschen fotoscheu. Doch schließlich finde ich eins von meiner letzten Geburtstagsfeier. Darauf stehen Moritz, Juli, Dennis und ich eng nebeneinander, die Arme umeinander gelegt. Dennis ist in Drag und küsst Juli auf die Wange. Moritz lacht von einem Ohr zum anderen und ich schiele belämmert. Bei dem Anblick zieht es in meiner Brust. Ich hoffe so sehr, dass es ihm gut geht.

Ich halte dem Barkeeper das Handy hin und er mustert das Foto genau. Seine Augen blitzen auf und ein träges Lächeln schleicht sich auf seine Lippen. »An den kann ich mich erinnern. War sehr nett. Und großzügig. Aber keiner von denen, die nur mit Geld wedeln und nicht mehr merken, dass es Menschen sind, die da hinter der Bar stehen.« Das Lächeln verschwindet wieder und er legt den Kopf schief. »Seid ihr zusammen?«

Ich schüttele den Kopf und lege das Handy auf die Bar. »Nein, wir sind nur befreundet. Ich suche ihn, weil ich mir Sorgen um ihn mache.«

»Ist er in Schwierigkeiten?« Begierig lehnt er sich vor.

»Das versuche ich herauszufinden.«

»Hm. Soweit ich weiß, ist er abgereist.«

»Das meinte die Frau an der Rezeption auch. Sieht aus, als wäre er endgültig verschwunden.« Seufzend setze ich meine Cola an die Lippen. In einem großen Zug trinke ich sie fast leer.

»Weißt du...«, meint der Barkeeper, als ich das Glas absetze. Er ist dazu übergegangen, eine Orange in Scheiben zu schneiden. »Es könnte sein, dass ich da ein Gespräch... mit angehört habe, das dich vielleicht interessieren könnte. Du weißt ja, wie das ist. Niemand achtet auf den Barkeeper.«

Jetzt bin ich es, der sich nach vorne beugt. »Erzähl.«

»Also. Dein Freund...«

»Moritz.«

»Moritz war abends öfter an der Bar. Meistens mit so gelackten Anzugträgern.«

Ich nicke. Das werden Leute von der Konferenz gewesen sein.

»Aber an seinem letzten Abend«, fährt der Barkeeper fort, »hat er sich mit jemand anderem getroffen. Eine Frau und zwei Männer. Normal gekleidet. Offensichtlich aus Niederbayern.« Auf meinen verwirrten Blick hin, erklärt er: »Hat man ihnen angehört. Sie waren ziemlich aufgebracht. Haben auf deinen Moritz eingeredet und sind dann mit ihm weggegangen.«

Ich rutsche so weit auf meinem Barhocker nach vorne, dass ich beinahe runterfalle. »Hast du mitgekriegt, wohin sie wollten?«

»Herr Jovanovic, könnte ich Sie mal eben sprechen?«, erklingt plötzlich eine Frauenstimme hinter mir. Ich drehe mich um und erkenne in einiger Entfernung Fräulein Rottenmeier von der Rezeption. Sie bedenkt den Barkeeper mit einem strengen Blick, bei dem ich sie mir unweigerlich in Lack und Leder und mit einer Peitsche in der Hand vorstellen muss.

»Komme«, ruft der Barkeeper. Doch als er die Bar umrundet, zischt er mir noch einen Ortsnamen zu. Auf meinen verständnislosen Blick ergänzt er leise: »Bayerischer Wald.«

Frustriert trete ich auf die Straße. Die Polizei war keine Hilfe. Nach dem Gespräch mit dem Barkeeper bin ich gleich hierhin gegangen, aber da Moritz nicht wirklich verschwunden ist, können und wollen sie nichts tun. *Er ist ein erwachsener Mann.* Wenn ich das noch einmal hören muss, dann schreie ich.

Ratlos sehe ich mich um. Um mich herum gehen Menschen shoppen oder sitzen vor Lokalen und trinken Aperol. Oder Lillet. Oder was auch immer man momentan eben trinkt. Ich sehe noch ein paar Pastellhemden-und-Lederhosenträger, aber in erster Linie dominieren Designerklamotten. Moritz' Hotel und die Polizeiwache befinden sich in einer ziemlich schicken Gegend.

Einen Moment gestatte ich mir, mich verloren zu fühlen, dann zücke ich mein Handy. Wenn die Polizei Moritz nicht suchen will, muss ich es eben tun. Bayerischer Wald, ich komme!

Schnell finde ich heraus, dass es in einer Stunde eine Zugverbindung in das Kaff gibt, in das Moritz sich anscheinend abgesetzt hat. Sehr gut. Ich packe den Griff des Koffers und rolle mit dem Ding gen Bahnhof. Diesmal gehe ich zu Fuß. Es ist nicht weit, ich habe Zeit – das reimt sich sogar und was sich reimt, ist immer eine gute Idee. Oder so.

Meine Umgebung beachte ich trotzdem kaum. Nachdem ich mir auf meinem Handy den Weg zum Bahnhof angesehen und ihn eingepreßt habe, rufe ich Juli an. Ich muss mit jemandem reden.

Es dauert nicht lange, dann hebt Juli schon ab. Kurz höre ich nur entferntes Gegruschel, dann sagt er statt einer Begrüßung: »Du bist auf Lautsprecher. Dennis sitzt neben mir.«

Ich lächle. »Hey, ihr zwei.«

»Hallo!«, schallt es mir zweistimmig entgegen, ehe Juli fragt: »Wie läuft es? Konntest du mit Moritz reden?«

Ich schüttele den Kopf. »Er ist nicht mehr in München. Anscheinend ist er mit irgendwelchen Leuten aufs Land gefahren. Sagte der Barkeeper.«

»Also doch eine Sekte!«, ruft Juli, während Dennis meint: »Dann kommst du wieder heim?«

Ich weiche einer Mutter mit schreiendem Kleinkind aus und schüttele erneut den Kopf. »Nein, ich fahre jetzt dahin.«

»Wohin?« Das war Juli.

»In ein Nest im Bayerischen Wald.«

»Weil ein Barkeeper dir gesagt hat, dass Moritz dort eventuell ist?«

»Japp.«

»Ist das nicht ein bisschen übertrieben?«, fragt Dennis, der alte Skeptiker.

»Wieso? So machen sie das in Krimis doch auch immer, oder?«

Ich versuche mich an einem Lachen. »Sie folgen der Spur.«

»Du bist aber nicht in einem Krimi.«

»Trotzdem muss ich Moritz finden.«

»Fangt nicht schon wieder an zu streiten«, jammert Juli. »Wir unterstützen dich, Dän.«

Dennis brummt etwas Unbestimmbares, das vielleicht eine Zustimmung sein soll. Vielleicht auch nicht.

Ich muss einem Aufsteller vor einem Zeitungskiosk ausweichen. Auf der übergroßen Titelseite prangt die Überschrift *Problemwolf zum Abschuss freigegeben*. Darunter ist ein unscharfes Foto von einem zerfledderten Wolf abgebildet, der aus einiger Entfernung zwischen dichten Bäumen fotografiert wurde. Seine Augen leuchten.

»Ich weiß, dass das alles ziemlich bescheuert aussieht. Und ich weiß, dass Moritz schon groß ist und selbst auf sich aufpassen kann. Aber...«

»... du hast ein ungutes Gefühl«, beendet Juli meinen Satz.

»Ja.« Ich atme tief durch. »Und wie geht's euch so?«

Juli gluckst. »Süßer, du hast uns heute Morgen das letzte Mal gesehen. Seither ist nicht so wahnsinnig viel passiert. Wir sind beide eben erst heimgekommen.«

»Mir kommt es wie eine Ewigkeit vor, dass ich daheim war.«

»Heimweh?«, neckt mich Dennis.

»Pfff, träum weiter. Ich finde es super, dass ich mal rauskomme und mich nur um mich kümmern muss.«

»Mhm. Sicher.« Seine Stimme trieft vor Sarkasmus und ich muss zugeben, da hat er nicht unrecht. Sobald ich im Zug bin, werde ich Sindy und Opa schreiben und schauen, wie es ihnen geht.

Ich mache noch ein bisschen Small Talk mit Juli und Dennis, bis ich den Bahnhof erreiche. Dann verabschiede ich mich von ihnen mit dem Versprechen, mich nicht zu sehr in diese Sache zu verrennen. Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.

Kapitel 4

Ich klebe förmlich am Zugfenster. Je später der Abend, desto weicher wird das Licht. Doch nicht nur der Sonnenstand hat sich verändert. Seit ich vorhin in die Waldbahn – ist das nicht der putzigste Name? – umgestiegen bin, ist die Landschaft immer... wilder geworden. Dunkle Bäume, dazwischen teils steile Hügel und immer wieder Wasser, in dem sich die Vegetation spiegelt. Auch jetzt folgen wir dem Lauf eines Flusses. Häuser habe ich schon länger keine mehr gesehen. Wie einsam und wunderschön.

»Ist da noch frei?«, reißt mich plötzlich eine Stimme aus meinen Betrachtungen. Männlich, tief und erschauernswert wohlklingend. Da ist ein leichter bayerischer Einschlag, aber nur in der Sprachmelodie. Dialekt höre ich keinen.

Ich drehe mich zur Seite und – wow. Einfach nur... wow. Mein Herz macht tatsächlich einen Satz und das tut es nicht allzu oft, wenn ich jemanden das erste Mal sehe. Dabei ist er gar nicht klassisch schön. Sein Gesicht ist ein bisschen zu lang und ein bisschen zu schmal, wie seine ganze Gestalt sehr lang und schmal ist. Dafür hat er breite Schultern und ausgeprägte Wangenknochen, auf denen um diese Zeit ein leichter Bartschatten liegt. Das dunkle Haar ist ein starker Kontrast zu seinen hellen Augen. Er trägt einen gut geschnittenen dunkelgrauen Anzug und hat eine Laptoptasche unter dem Arm.

Oh Gott, ich starre ihn immer noch an, ohne etwas zu sagen. Er runzelt die Stirn und will sich schon zum Gehen wenden.

»Klar!«, beeile ich mich zu versichern und schnappe mir meine Futtertüte vom Nebensitz. Da sonst nirgends genug Platz ist, lege ich mir die Tüte auf den Schoß. Sie ist immer noch halb voll. Kann sein, dass ich es vorhin am Bahnhof ein bisschen übertrieben habe, als ich mich mit Proviant eingedeckt habe. Aber das Zeug wird ja so schnell nicht schlecht.

Kaum hat der Typ sich gesetzt, kramt er auch schon seinen Laptop aus dem Rucksack und klappt ihn auf. Ich sehe verwirrende Tabellen und Grafiken, die mich entfernt an den Chemieunterricht erinnern, ehe ich mich darauf besinne, dass es unhöflich ist, anderen Leuten auf den Bildschirm zu glotzen.

Ich ertappe mich dabei, wie ich stattdessen seine Finger fixiere, die über die Tastatur fliegen, und dabei sehr, sehr unangemessene Gedanken habe. Es sind aber auch gute Finger. Lang und stark und elegant, mit ausgeprägten Knöcheln.

Ich räuspere mich. »Sind Sie aus der Gegend?«

Er nickt knapp, ohne von seinem Laptop aufzusehen. Okay. Ich merke schon. An Small Talk hat er kein Interesse. Schade. Dabei stehe ich eigentlich nicht auf zugeknöpfte Anzugträger. Davon habe ich in der Arbeit genug. Aber irgendetwas an dem Mann zieht mich unweigerlich an. Selbst als ich mich zwingen, aus dem Fenster zu schauen und mich auf die vorbeiziehenden Bäume zu konzentrieren, spüre ich noch seine Nähe. Ein konstantes Prickeln, das mich zu ihm zieht. Am liebsten würde ich mich an ihn lehnen.

Wahrscheinlich ist es nur die Erschöpfung, die da aus mir spricht.

Die restliche Fahrt verbringt er damit, auf seinen Laptop einzuhacken, während ich weiter aus dem Fenster starre und die wilde Natur bewundere – und gelegentlich seine Spiegelung im Fensterglas.

Als dann schließlich für mich die Zeit gekommen ist auszusteigen, überrascht er mich ein weiteres Mal: Er packt seinen Laptop ein und erhebt sich ebenfalls. Und dann murmelt er mir sogar ein leises »Tschüss« zu, ehe er gen Tür eilt.

Verwirrt blinzele ich ihm nach – er hat einen guten Hintern, hach –, dann reiße ich mich gerade noch rechtzeitig aus meiner Trance, um meine Sachen einzusammeln und den Koffer herunterzuheben. Als der Zug hält, bin ich einer der wenigen, die aussteigen.

Auf dem Bahnsteig sehe ich mich erst einmal um. Die anderen Leute verschwinden schnell und zielstrebig. Ich hingegen habe keine Ahnung, wo ich hinsoll. Wahrscheinlich hätte ich mir darüber im

Zug schon Gedanken machen sollen, aber da war ich zu beschäftigt damit, aus dem Fenster zu starren – und von meinem Sitznachbarn zu fantasieren.

Der Bahnhof ist winzig. Es gibt nur zwei Gleise und ein paar müde Infopлакate an der Wand. Nun, hier bleiben ist eher wenig verlockend. Die Bank dort hinten wirkt nicht gerade kuschlig und ich hätte schon gern ein Dach über dem Kopf. Ich schnappe mir also das Kofferchen und mache mich auf den Weg zum Bahnhofsvorplatz, der eigentlich eher ein Parkplatz ist. Ein Auto fährt gerade weg, ansonsten ist es wie ausgestorben. Und so etwas wie ein Bahnhofshotel scheint es auch nicht zu geben. Gegenüber befindet sich zwar ein Wirtshaus, das sieht aber nicht so aus, als gäbe es da Zimmer. Noch nicht einmal Schilder, die zum nächsten Hotel weisen, kann ich erkennen.

Allmählich macht sich die Müdigkeit bemerkbar und ich fische mein Handy hervor, um mögliche Hotels zu recherchieren.

Ich hadere mit meinen Optionen, als mich plötzlich jemand anspricht. »Werden Sie abgeholt?« Wieder jagt mir die Samtstimme einen Schauer über den Rücken.

Ich fahre herum und finde mich meinem schweigsamen Sitznachbarn aus dem Zug gegenüber. Er ist ein ganzes Stück größer als ich und ich kann nicht sagen, dass mir das missfällt.

»Ähm. Nein«, schaffe ich zu stammeln.

Er verzieht die Lippen – ob unwillig oder nachdenklich, kann ich nicht sagen. »Wissen Sie, wo Sie hinmüssen?«

»Nicht wirklich...«

»Wo kommen Sie denn unter?«

»Wo ich... Ich hab noch kein Hotel gebucht. Dass ich hergekommen bin, war... eher spontan. Ich dachte mir, ich suche was, wenn ich da bin.«

Er sieht mich an, als hielte er mich für komplett wahnsinnig, darum überrascht mich das, was er dann sagt, einigermaßen. »In der *Sonnenruh* haben sie sicher noch Zimmer frei. Kommen Sie, ich muss auch dorthin.«

»Das ist nicht nötig«, murmle ich.

Wieder verzieht er die Lippen, diesmal habe ich jedoch das Gefühl, dass es den Anflug eines Lächelns verdecken soll. »Da geht's lang.«

Er wendet sich ab und überquert den Parkplatz. Ich atme einmal tief durch, dann folge ich ihm. Er wird schon kein Serienmörder sein, der mich in den finsternen Wald lockt, um mich rituell irgendwelchen heidnischen Gottheiten zu opfern und mich anschließend unauffällig verschwinden zu lassen. Ich bin schließlich auf dem Land und nicht mehr in Berlin. Und ganz abgesehen davon... Die Vorstellung, mehr Zeit mit ihm zu verbringen, finde ich nun nicht gerade abstoßend.

Unser Weg führt uns durch ein Wohngebiet. Menschen begegnen uns kaum, nur einmal eine ältere Frau, die mit einem wuscheligen weißen Hund Gassi geht. Sie bedenkt uns von der anderen Straßenseite mit einem merkwürdigen Blick, ehe sie grüßt. Nichtssagend grüßt mein Begleiter zurück und ich habe keine Ahnung, ob das eine Form von ländlicher Höflichkeit ist, oder ob die beiden einander kennen. Ich beeile mich, ein »Hallo« zu murmeln, erhalte aber keine weitere Reaktion.

Das Gefühl der Unwirklichkeit, das mich den ganzen Tag schon im Griff hat, hält an. Dass ich jetzt durchs bayerische Hinterland trotte, ohne genau zu wissen, wo ich bin, wohin ich gehen und wie ich weitermachen soll, wenn ich Moritz finden will, hat mein Hirn noch nicht verarbeitet. Und wie soll es da auch mitkommen? Dieses Dorf ist schon ein ziemlicher Kontrast zu meinem Kiez daheim.

Gerade gehen wir an einem Garten vorbei, in dem ein mehrgeschossiges Vogelhaus aus Holz steht, ein richtig kunstvolles Ding. Vogelscharen fliegen darum herum, lautstark zwitschernd. Ein paar Vögel streiten sichtlich, andere sind zu beschäftigt mit Fresen, und einer wirft Körner zu Boden.

»Ein kleiner Anarchist«, bemerke ich grinsend.

»Hm?« Mein Begleiter dreht sich zur Seite und schaut in die gleiche Richtung wie ich. Sonderlich beeindruckt scheint er aber nicht. »Ah«, macht er nur, ehe er hinzufügt: »Wir sind gleich da. Dort hinten links.«

»Okay«, erwidere ich und eise mich von dem Anblick der wilden Piepmätze los.

Wir folgen einem Weg, der uns an alten Obstbäumen vorbei eine Anhöhe hinaufführt. Auf den letzten Metern überholt uns ein fetter SUV. Er parkt vor dem Gasthaus und als wir den Parkplatz überqueren, steigt eine junge Frau aus. Sie hat lange dunkle Locken und trägt ein sonnengelbes Hemdblusenkleid. Und sie hält direkt auf uns zu.

Während ich stehen bleibe, legt mein Begleiter einen Zahn zu. Die beiden begrüßen sich mit Küsschen rechts und Küsschen links. Verdammst. Mein schweigsamer Begleiter ist anscheinend vergeblich.

Er scheint meinen Blick zu spüren, denn er dreht sich zu mir um. »Die Rezeption ist dort vorne.« Er deutet auf den unübersehbaren Eingang.

»Danke. Auch fürs Herbringen.«

Er nickt nur, dann gehen die beiden über den knirschenden Kies zur anderen Seite des Parkplatzes. Die Frau wirft mir einen neugierigen Blick zu, ehe sie sich wieder ihm zuwendet. Grinsend sagt sie etwas, das ich nicht hören kann. Seine Antwort ist ein unverständliches Brummen, das sie hell auflachen lässt.

Ich gestatte mir einen letzten Blick auf seinen Hintern und diesen starken Rücken, dann gehe ich zu der Tür, die er mir gewiesen hat. Drinnen erwarten mich viel helles Holz und ein bräunlicher Fliesenboden, der vermutlich noch aus den Achtzigern stammt. Eine junge Frau sitzt hinter der Rezeption – wobei, Sitzen ist nicht ganz das richtige Wort, Lungern trifft es eher – und tippt sichtlich gelangweilt auf ihrem Handy herum. Ihr Alter kann ich schwer einschätzen, aber über zwanzig ist sie auf keinen Fall. Sie sieht mir eher aus wie 16. Ferienjob vielleicht? Und kein besonders spannender. Ich kenne das Gefühl. Ich hatte jede Menge solcher Jobs.

Lächelnd trete ich an die Rezeption heran. »Hallo.«

Sie senkt das Handy und blinzelt verwirrt, ehe sie zu mir aufsieht. »Hi.«

»Habt ihr noch ein Zimmer frei?«

»Bisschen spät zum Check-in.«

»Ich weiß. Tut mir leid.«

Schwer seufzend rafft sie sich auf und wendet sich dem Bildschirm zu. »Sie haben Glück, wir sind nicht ausgebucht. Wie lange wollen Sie bleiben?«

»Ähm.« Gute Frage. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird, Moritz zu finden. Und was ich tun werde, sobald ich ihn gefunden habe, weiß ich erst recht nicht. »Erst mal nur für heute Nacht.«

Wenig später stehe ich in meinem Zimmer und bugsiere meinen Koffer auf ein Hockerchen, das wohl für genau diesen Zweck gedacht ist. Wie an der Rezeption herrscht auch hier Holz vor. Das Bett, der Kleiderschrank, der Schreibtisch, alles ist aus hellem Holz. Statt der Fliesen gibt es einen roten Teppichboden mit winzigen beige Rauten. Es ist ein bisschen anonym, aber auch gemütlich. Es gibt sogar einen Balkon. Und die Aussicht kann sich sehen lassen. Das Zimmer geht nach hinten hinaus, direkt auf den Wald. In der letzten Abenddämmerung mache ich weite Hügel mit dunklen Bäumen aus.

Von unten dringen Besteckgeklapper und Gelächter zu mir. Da ist ein Biergarten hinter dem Haus. Ein Feierabendbier habe ich mir mehr als verdient, befinde ich, und meine letzte Mahlzeit ist auch schon wieder zwei Stunden her. Vielleicht hole ich mir noch eine Kleinigkeit. Etwas Süßes oder so.

Gesagt, getan. Nachdem ich mich etwas frisch gemacht habe, verlasse ich das Zimmer und mache mich auf die Suche nach dem Biergarten. Ich stolpere durch das jetzt leere Restaurant, in dem morgen auch das Frühstück serviert wird – wieder gibt es viel helles Holz, aber es herrscht ein erstaunlicher Mangel an Hirschgeweihen; mit denen hatte ich eigentlich fest gerechnet.

Draußen finde ich den Biergarten gut besucht. Auf der Suche nach einem freien Tisch schaue ich mich um. Den entdecke ich zwar nicht, dafür aber meinen Sitznachbarn und seine Frau oder

Freundin. Die beiden sitzen am Rand des Biergartens unter einem großen Baum. Sie haben die Köpfe zusammengesteckt und unterhalten sich angeregt.

Wieder scheint er meinen Blick zu spüren, denn er sieht auf. Sein Blick trifft meinen und mein Herz macht tatsächlich einen albernen Satz.

Seiner Frau entgeht natürlich nicht, dass er nicht mehr sie ansieht. Prompt dreht sie sich um und lässt suchend den Blick über den Biergarten schweifen. Als sie mich entdeckt, grinst sie und winkt tatsächlich. Reflexartig drehe ich mich um. Sie muss jemanden hinter mir meinen. Doch da ist niemand. Als ich wieder Richtung Biergarten schaue, lacht und winkt sie erneut. Sie bedeutet mir, zu ihnen zu kommen.

»Setz dich doch zu uns!«, sagt sie, sobald ich nahe genug bin, dass sie nicht mehr den Biergarten zusammenbrüllen muss.

Zögerlich überwinde ich die letzten paar Meter und nehme dann auf ihren auffordernden Blick hin auf einem der freien Stühle an ihrem Tisch Platz. »Ähm, hallo.«

Mein Zugbegleiter nickt mir zu und – wow. Er lächelt sogar. Schmal nur und vielleicht aus purer Höflichkeit, aber Mann, es steht ihm. Sollte er unbedingt öfter machen.

Die Frau hat im Lächeln offensichtlich mehr Routine. Sie grinst von einem Ohr bis zum anderen. Jetzt, wo ich die beiden so richtig aus der Nähe sehe, fällt mir eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen auf. Wie er ist auch sie groß und schlank, hat dunkle Haare und helle Augen und ein eher schmales Gesicht. Ihre Nase ist anders, etwas gröber als seine, aber sonst... Vielleicht ist sie doch nicht seine Frau, sondern eine Verwandte? Oder vielleicht beides, sagt eine fiese Stimme in meinem Hinterkopf. In einem so winzigen Dorf mitten im Wald ist der Genpool wahrscheinlich nicht wahnsinnig groß.

Ich dränge die abstrusen Gedanken beiseite und wende mich meinem Zugnachbarn zu. »Danke noch mal fürs Herbringen. Ich hab noch ein Zimmer bekommen.«

»Schön, dass ich Ihnen helfen konnte.«

Der jungen Frau entlockt das ein Lachen, das ich nicht einordnen kann. »Wie heißt du?«, will sie von mir wissen.

»Dän.«

»Oh, bist du Engländer?«

»Nein, ich...« Ich schlucke. Die vertraute Welle der Scham schwappt über mich hinweg, wie immer, wenn ich auf meinen Namen angesprochen werde. Wenn ich zugeben muss, dass mein Name ein Rechtschreibfehler ist. Lange nicht mehr so schlimm wie früher, aber doch eine ständige Erinnerung. Darum verkneife ich mir auch jetzt eine genaue Erklärung. Stattdessen sage ich: »Meine Mutter fand den Namen einfach hübsch.«

»Ah. Da hat sie eigentlich recht.« Zum Glück hakt sie nicht weiter nach. Stattdessen streckt sie mir grinsend eine Hand hin. »Ich hab mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Johanna.«

»Freut mich, Johanna.« Ich schüttle ihr die Hand.

»Und der Stiesel da ist mein lieber Bruder Benedikt.«

Also doch Geschwister! Innerlich vollführe ich einen kleinen Siegestanz. Ich versuche mir jedoch nichts anmerken zu lassen, sondern wende mich ihm zu. »Noch jemand mit einem ungewöhnlichen Namen.«

»Benedikt ist ein ganz normaler bayerischer Name.« Er sagt es nüchtern und ernst, doch da ist ein Funkeln in seinen Augen, das mich hoffen lässt, dass hinter der strengen Fassade ein humorvolles, sarkastisches Herz schlägt.

»Benedikt«, teste ich den Namen aus. »Freut mich sehr. Danke noch mal für deine Hilfe.«

»Ich konnte dich doch nicht am Bahnhof stranden lassen.«

»Mhm, das schien mir eine extrem finstere und gefährliche Ecke.« Sein Grinsen wird breiter. »Du hast ja keine Ahnung.«

Genau diesen Moment sucht sich die Kellnerin aus, um an uns heranzutreten und mich zu fragen, was ich will. Ich bestelle ein Bier, woraufhin sie sich mit einem freundlichen Nicken wieder abwendet.

Sobald sie weg ist, nimmt Johanna mich wieder ins Visier. »Also, Dän, was treibt dich in den Bayerischen Wald? Machst du Wanderurlaub?«

Ich schüttele den Kopf. »Ich suche jemanden.«

»Oh?« Sie schaut mich erwartungsvoll an und auch in Benedikts Gesicht meine ich, so etwas wie Interesse zu erkennen. Gut versteckt hinter einer höflich distanzierten Fassade.

»Einen Freund. Moritz. Er... Er ist verschwunden. Aber in dem Hotel in München, in dem er zuletzt war, meinten sie, dass er hierhergefahren ist.«

»Faszinierend«, meint Johanna. »Hast du denn ein Foto von ihm? Vielleicht ist er mir schon mal über den Weg gelaufen.«

»Moment«, erwidere ich und krame mein Handy hervor. Statt des Partyfotos, das ich dem Barkeeper gezeigt habe, zeige ich ihr Moritz' offizielles Foto von der Homepage der Kanzlei. Dass es besser wäre, dieses Foto zu zeigen, wenn ich mich nach ihm erkundige, ist mir erst eingefallen, als ich im Zug das Gespräch mit dem Barkeeper gedanklich noch mal durchgegangen bin. Andererseits hat das Partyfoto ja seinen Dienst getan.

Johanna betrachtet das Foto eingehend, ehe sie den Kopf schüttelt. »Tut mir leid. Ich hab ihn noch nie gesehen.«

Obwohl das zu erwarten war, macht sich Enttäuschung in mir breit. »Schade«, murmele ich.

Johanna mustert mich mit zusammengekniffenen Augen, ehe sie tatsächlich resolut die Hand auf die Tischplatte schlägt. »Weißt du was? Wir helfen dir bei deiner Suche.«

Kapitel 5

Benedikt und ich betrachten Johanna mit analoger Verwirrung. Benedikt ist der Erste, der die Sprache wiederfindet: »Johanna, wir haben wirklich keine Zeit für...«

»Papperlapapp. Dän kennt sich hier nicht aus und er braucht Hilfe. Also helfen wir ihm.«

»Das... Danke«, bringe ich hervor.

Sie legt eine Hand auf meine und drückt sie. »Ist doch klar.«

Als ich aufsehe, stelle ich fest, dass Benedikt mich ansieht. In seinen Blick ist etwas Sanftes getreten, das da vorhin noch nicht war. Unser Augenkontakt dauert vielleicht einen Moment zu lang und er wärmt mir das Herz. Dann räuspert Benedikt sich jedoch und trinkt einen großen Schluck von seinem Bier.

Wie aufs Stichwort kommt die Kellnerin und bringt mir mein Getränk. »Mögen Sie noch etwas essen?«, fragt sie. »Warme Küche haben wir aber nicht mehr um die Zeit.«

Da Johanna und Benedikt nichts bestellt zu haben scheinen, schüttle ich den Kopf. »Danke.«

Nachdem die Kellnerin gegangen ist, finde ich mich wieder in Johannas Visier. »Und wie findest du es bei uns?«, fragt sie lächelnd. »Warst du schon mal in Bayern?«

Ich schüttle den Kopf. »Noch nie. Es ist... anders.« Zum Beispiel, weil es um diese Zeit keine warme Küche mehr gibt. »Aber hübsch«, beeile ich mich zu versichern.

Sie lacht auf. »Wo kommst du denn her?«

»Aus Berlin.«

»Ah, dann ist der Bayerische Wald sicher ein veritabler Kulturschock.« Sie lehnt sich in ihrem Stuhl zurück und lässt den Blick über den Biergarten schweifen. »Ach, ich beneide dich! So viel Leben und Inspiration! Und Essen! Sushi!«

Entgeistert reiße ich die Augen auf. »Gibt es hier kein Sushi?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nope. Ich habe mir irgendwann selber beigebracht, welches zu machen. Alles, was nicht bayerisch ist, kannst du vergessen.«

»Gut zu wissen.« Ich nippe an meinem Bierglas. »Und was hat man im Bayerischen Wald so für Jobs?«

»Ich bin im Familienunternehmen«, antwortet Johanna. »Marketing und Sales.«

»Cool. Und du?«, wende ich mich Benedikt zu.

Mit dem hinreißendsten schiefen Lächeln sagt er: »Ich bin Parfümeur.«

»Wow. Das heißt, du kreierst selbst Parfüms und so?«, frage ich, woraufhin er nickt. Ich blinzle verwirrt und sage das Erstbeste, was mir einfällt. »Du musst eine wahnsinnig gute Nase haben.«

»Kann man so sagen. Das liegt in der Familie«, sagt er – und lacht tatsächlich. Es steht ihm.

Johanna stimmt in sein Lachen ein. »Aber deine ist mit Abstand die beste.«

Eine Weile unterhalten wir uns noch, bis Johanna zunehmend gähnt und Benedikt wieder schweigsamer wird. Ich nehme das als Zeichen, mich zu verabschieden.

»Gib mir deine Handynummer«, fordert Johanna mich auf, nachdem ich mein Bier bezahlt habe.

»Oh. Okay.« Ich diktiere sie ihr und speichere mir dann umgekehrt ihre Nummer ein.

»Sehr schön«, meint sie lächelnd. »Meld dich. Wir werden deinen Freund schon finden.«

»Danke.« Ich umarme sie spontan zum Abschied. Sie drückt mich unerwartet fest an sich.

Nachdem ich sie losgelassen habe, wende ich mich Benedikt zu. Ich gebe es zu, ihn würde ich auch zu gerne umarmen, aber da liegt etwas Abwartendes in seinem Blick, das mich zögern lässt. Also strecke ich ihm nur die Hand hin. »Hat mich gefreut, dich kennenzulernen. Und danke noch mal.«

»Gern.« Sein Händedruck ist fest, warm und sicher und ich habe keinerlei unangemessene Gedanken dabei. Ehrlich!

Ich winke den beiden noch einmal zu, dann marschiere ich über den knirschenden Kies des Biergartens ins Hotel hinein. Mit einem Mal merke ich, wie müde ich bin. Ich bin froh, als ich mein Zimmer erreiche.

Nachdem ich mich im Bad bettfertig gemacht habe, gehe ich noch einmal hinaus auf den Balkon. Die Holzbalken sind kühl und uneben unter meinen bloßen Füßen. Es ist so kalt geworden, wie ich das in Berlin abends schon lange nicht mehr erlebt habe. Tief atme ich die Landluft ein, frisch und doch von einer Dichte, die mir fremd ist. Wie die wohl für Benedikt riecht? Kann er den Wald in jeder einzelnen Nuance erschnuppern?

Ich schüttele über mich selbst den Kopf. Dabei fällt mein Blick auf den Sternenhimmel. Oh wow. Ich mache einen Schritt nach vorne, lege die Hände auf die Balkonbrüstung und den Kopf in den Nacken. So viele Sterne. Automatisch suche ich den Großen Wagen, das einzige Sternbild, das ich kenne.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dastehe und in den Himmel starre. Irgendwann wird mir bewusst, dass ein Lächeln meine Wangen spannt. Und dann erklingt plötzlich ein Heulen. Ich zucke zusammen, senke den Blick auf die Schwärze des Waldes. Gibt es hier Wölfe? Ein zweites Heulen antwortet, und dann ein drittes.

Ich umklammere die Brüstung fester und beuge mich noch weiter vor, auch wenn ich in der Dunkelheit nichts erkennen kann. Wölfe. Wie cool!

Ich wache zum Geräusch von prasselndem Regen auf und brauche einen Moment, um mich zu orientieren. Eine dicke weiße Decke, um mich herum helles Holz und ein roter Vorhang, der sich im Wind bläht, da, wo das Fenster gekippt ist. Ah. Ich bin in Bayern.

Gähmend reibe ich mir über das Gesicht. So viel ist gestern passiert, dass mir alles um mich herum unwirklich erscheint. Gestern früh – sehr früh – bin ich noch in meinem Bett daheim in

Berlin aufgewacht. Das ist jetzt gleichzeitig unendlich weit weg und so nah, dass ich kaum glauben kann, dass ich nicht mehr da bin. Nicht zum ersten Mal frage ich mich, ob das, was ich hier mache, dumm und dämlich und ein riesiger Fehler ist. Doch dann erinnere ich mich an Moritz' Stimme bei unserem letzten Telefonat und daran, dass er wollte, dass ich weiß, wo sich sein gottverdammtes Testament befindet. Nein, ich bin lieber eine überfürsorgliche Glucke, als ihm nicht beizustehen, wenn er einen Freund braucht.

Und das wäre dann auch das Stichwort: Ich taste nach meinem Handy, das ich irgendwo auf der leeren zweiten Hälfte des Betts abgelegt habe. Meine Bewegungen sind träge und unbeholfen und ich schließe das rechte Auge, weil es mir zu anstrengend ist, beide offen zu halten. Trotzdem: Sobald ich das Handy erwischt habe – ein Blick auf die Zeitanzeige sagt mir, dass es schon acht ist, und ich brauche verstörend lange, um diese Information zu verarbeiten –, rufe ich Moritz' Kontakt auf. Gähmend drücke ich auf *anrufen*. Ich komme sofort auf die Box, wie jedes Mal in letzter Zeit. Seufzend lasse ich das Handy sinken. Gerade rechtzeitig erinnere ich mich daran aufzulegen. Ich will ihm nicht unbedingt das Rascheln meiner Bettlaken als Nachricht hinterlassen. Und auf die Box plaudern will ich ihm auch nicht. Ich wüsste nicht, was ich noch sagen sollte, was ich nicht schon längst gesagt habe.

Eine Weile gestatte ich es mir noch, liegen zu bleiben, dann treiben mich schließlich Hunger und Kaffeedurst aus dem Bett. Doch mein erster Weg führt mich nicht ins Bad, sondern auf den Balkon. Der Holzboden ist nass und klamm unter meinen Füßen und ich zittere in der unerwarteten Kälte. Feine Nebelschleier liegen über dem dunklen Wald und über allem hängt ein dünner, melodischer Regen. Ich atme tief ein. Schwer und rund und *gut* weht mir der Duft des Waldes entgegen. Morgensport auf dem Balkon ist sicher nett – doch heute ist es zu kalt dafür. Ich werfe einen letzten Blick in das dunkle Grün, dann tappe ich zurück ins Zimmer. Zeit, in den Tag zu starten.

Das Frühstück im Hotel ist bodenständig und reichhaltig. Ich suche mir einen Platz am Rand des Speisesaals und nutze die Zeit, um über Kaffee und Brötchen meinen Tag zu planen. Hotels scheinen mir die vielversprechendste Anlaufstelle, um nach Moritz zu suchen. Und so recherchiere ich am Handy die besten Hotels der Gegend – viele sind es ohnehin nicht – und lege mir eine Route zurecht, wie ich sie alle heute abklappern kann.

Ein Problem gibt es dabei aber: Ich habe kein Auto. Und wie der öffentliche Nahverkehr in der Gegend ist, will ich mir gar nicht erst vorstellen.

Die Lösung für mein Problem kommt aus unerwarteter Richtung: Als ich gerade die Route in der Karte, die ich auf dem Handy aufgerufen habe, markiert habe, kommt die junge Kellnerin, die heute Dienst hat, um meinen leeren Teller abzuservieren. Als sie danach greift, muss sie einen Blick auf meinen Handybildschirm erhaschen, denn sie fragt unbedarft: »Oh, planst du eine Radtour?«

Ich sehe auf und blinzele sie an. In meinem Hirn rattert es so laut, dass ich zunächst keine Worte finde. Ihr Lächeln wankt und sie wirkt verwirrt. Endlich schaffe ich es zeitverzögert zu nicken, etwas heftiger als nötig. »Ja. Ja, genau. Eine Radtour. Das ist... Ähm. Kann ich denn irgendwo ein Rad ausleihen?«

»Klar. Im Sportverleih im Ort.« Sie beschreibt mir den Weg und ich bedanke mich herzlich.

Das ist doch schon mal ein guter erster Schritt.

Wieso dachte ich noch mal, es wäre eine gute Idee, mit dem Rad zu fahren? Sind ja nur zwanzig Kilometer. Ha. Ein großer Teil davon geht bergauf und allmählich komme ich zu der Überzeugung, dass meine smoggewohnte Städterlunge von der Landluft überfordert ist. Immerhin hat es aufgehört zu regnen. Dafür ist es dampfig und feucht.

Keuchend stramble ich vor mich hin, den Blick auf den Wegabschnitt unmittelbar vor mir gesenkt. Anfangs habe ich noch den Wald um mich herum bewundert und begeistert gegrinst, wenn ich einen riesigen Ameisenhaufen oder einen pilzbewachsenen Baumstamm gesehen habe. Inzwischen japse ich vor mich hin und habe keinen Blick mehr für die Landschaft.

So dauert es auch eine Weile, bis mir bewusst wird, dass der Wald sich verändert. Erst nur subtil, dann immer deutlicher. Der Weg wird breiter und breiter und die Bäume... Sie fühlen sich anders an. Einige sind sehr hoch und sichtlich alt, doch die Abstände zwischen ihnen sind riesig. Zwischen ihnen stehen niedrigere Bäume in viel zu regelmäßigem Abstand zueinander.

Irgendwann wird mir bewusst, dass sich auch die Geräusche geändert haben: Das gelegentliche Vogelzwitschern tritt zurück, dafür wird ein Rauschen immer lauter. Nein, kein Rauschen, ein Brummen. Motoren. Oder vielleicht Kettensägen? Ja, es müssen Kettensägen sein, ein Heulen und Knarzen.

Je weiter ich fahre, desto lauter wird das Dröhnen der Kettensägen. Es hallt von den Hängen an der anderen Seite des Tals wider. Ich muss in der Nähe der Arbeiten sein. Lauter und lauter dröhnt es, und zusätzlich knirscht und knarzt es bedrohlich. Und dann höre ich Rascheln und Rumsen und Krachen wie von einem fallenden Baum. Ich trete schneller in die Pedale, so schnell es eben geht, während ich den Kopf recke und strecke und mich beunruhigt umsehe. Mann, ich hoffe, ich komme nicht zu nahe an die Arbeiten heran, ohne dass jemand es merkt. Von einem fallenden Baum zerquetscht zu werden, kann kein schöner Tod sein.

Um mich herum werden die Spuren, dass auch hier Baumfällarbeiten vonstattengegangen sind, immer deutlicher. Auf der rechten Seite tun sich riesige Stapel gefällter Baumstämme auf, auf der linken wird der Wald immer dürrer. Ich biege um eine Ecke und der Boden verändert sich, wird weicher und schlammiger vom Regen von heute früh. Kies oder Nadeln wie auf dem Weg vorhin gibt es nicht. Spuren von riesigen Reifen haben sich in den

blanken Erdboden gegraben. Ich schlingere, als ich versuche, den besten Weg für das Rad zu finden. Was war das bitte für ein Gerät, das derartige Spuren hinterlässt? Die Reifen sind gut und gern einen halben Meter breit.

Nach einer Weile passiere ich eine Lichtung. Offensichtlich ist es keine natürliche, sondern eine gerodete. Sämtliche Bäume wurden gefällt, anklagend ragen die dürren Stümpfe aus dem Boden. Nur ein einziger Baum relativ in der Mitte der Fläche steht noch da. Warum wurde der nicht gefällt?

Ich brette durch eine Pfütze und der Schlamm spritzt mir gegen die Beine. Innerlich zucke ich zusammen. Hoffentlich lassen die mich so überhaupt in das schicke Hotel, in dem ich mich gleich nach Moritz erkundigen will.

Ein Stück fahre ich weiter bergab, der Weg macht eine Kurve und wieder wandelt sich der Wald. Diesmal nehme ich die Veränderung bewusst wahr. Der Pfad wird schmaler und statt des aufgewühlten Schlammes sind da wieder Tannennadeln und in der Mitte des Wegs eine grüne Linie aus... Keine Ahnung, was das für Pflanzen sind. Blaubeeren vielleicht? An einem dünnen Ast hängt eine dunkle Beere.

Auch der Waldboden zwischen den Bäumen ist grün. Es war mir nicht bewusst, dass es genau das war, was den Wald davor so ungesund und merkwürdig aussehen ließ: der braune Boden, auf dem nur dann und wann karges Reisig lag, weit und breit keine Spur von Leben. Wie groß ist der Kontrast zu dem üppigen Grün, das sich jetzt zwischen den Bäumen ausbreitet. Moose und Farne sehe ich und alle möglichen Pflanzen, die ich nicht bestimmen kann. Eine hat niedliche, winzige gelbe Blüten. Ich passiere einen kleinen Bach, an dessen Ufer weiches Gras wächst, auf das die Sonnenstrahlen, die es zwischen dem dichten Geäst hindurch schaffen, helle Flecken malen. Es sieht richtig einladend aus. Ich kann mir vorstellen, wie auf dem Gras Rehe schlafen oder Feen tanzen. Ich grinse und trete etwas langsamer in die Pedale, um mich umsehen zu können.

Doch, hier ist der Wald so wie vorhin, als ich losgefahren bin. Mystisch und malerisch und saftig grün. Auch die Maschinengeräusche sind leiser geworden, andere Geräusche haben übernommen: Vogelgezwitscher, das Knirschen meines Fahrrads auf dem Weg, mein Keuchen. Ich atme tief ein und rieche Tannennadeln und etwas Schweres, das vielleicht Pilze sind.

Immer weiter fahre ich, mal bergauf, mal bergab, und um so viele Kurven, dass ich längst die Orientierung verloren hätte, hätte ich nicht die Wanderapp auf dem Handy installiert, zu der mir der Typ im Radverleih geraten hat.

Als ich eine besonders fiese Anhöhe bezwungen habe, gönne ich mir erst einmal eine Pause. Vor mir tut sich eine längere ebene Strecke auf und davor ein Aussichtspunkt mit einer Bank, neben der ein überquellender Mülleimer steht, um den es eifrig schwirrt und summt. Zwei Fahrräder lehnen an einem Baum und ein Mann und eine Frau stehen an dem Holzgeländer gegenüber der Parkbank. Ich recke den Kopf, um sehen zu können, was die beiden so interessiert betrachten.

Oh wow. In einiger Entfernung ragt auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges eine Burg auf. Eine intakte Burg, keine Ruine. Mit starken Mauern über einem schroffen Abgrund und hellem, schon deutlich angegriffenen Putz. Die Dächer glänzen rot im Sonnenlicht. Es ist nicht unbedingt ein freundlicher, trotzdem aber ein anziehender Anblick.

»Da oben sollen noch echte Grafen wohnen«, reißt mich der Mann aus meiner Betrachtung. Der Sprachmelodie – und dem Outfit – nach zu schließen, ist er nicht aus der Gegend. Ein Tourist wahrscheinlich.

»Kann man die Burg besichtigen?«, fragt seine Begleiterin.

Der Angesprochene schüttelt den Kopf. »Ich glaube nicht. Im Reiseführer steht extra, dass sie im Privatbesitz und der Öffentlichkeit nicht zugänglich ist.«

»Hm, wie schade«, meint die Frau und studiert einen Moment schweigend die Burg, ehe sie sich wieder ihrem Mann zuwendet.

Sie grinst spitzbübisch, anders kann man das nun wirklich nicht nennen. »Aber wenn wir zufällig dort vorbeikommen, was sollen sie dann schon groß machen?«

Die beiden feixen sich abenteuerlustig an. Und dann schlagen sie den schmalen Pfad ein, der bergab in Richtung Burg führt. Ich sehe ihnen nach, während ich meine nigelnagelneue Wasserflasche aus dem Rucksack hole, die ich vorsorglich im Sportladen besorgt habe.

Ich gönne mir noch eine kleine Pause, in der ich die Burg betrachte, dann trete ich die nächste Etappe an. Zum Glück geht es jetzt bergab. Der Fahrtwind streicht mir über die schweißnasse Stirn und kurz kommt wieder so etwas wie Freude auf – zumindest bis zu dem Zeitpunkt, als ich über eine Wurzel brettere und beinahe das Gleichgewicht verliere. Ich schaffe es, mich zu fangen, doch danach fahre ich wesentlich vorsichtiger.

Ohne die Euphorie der Geschwindigkeit bahnt sich die Sorge um Moritz wieder den Weg an die Oberfläche. Gott, ich hoffe, ich finde ihn bald. Und ich hoffe, dass er nicht ausflippt, weil ich ihn bis in den Bayerischen Wald verfolgt habe.

Kapitel 6

Ich hätte mir eins von diesen uncoolen Elektrorädern nehmen sollen. Keuchend lehne ich an meinem ganz und gar motorfreien Rad. Mein Gesicht glüht förmlich und Schweiß rinnt mir von der Stirn. Meine Klamotten kleben unangenehm und nicht, weil ich etwa in einen unerwarteten Regenschauer geraten bin. Es ist schon später Abend und die Sonne steht tief, brennt aber immer noch erbarmungslos vom Himmel. Nicht eine Wolke ist zu sehen. Und nichts spendet Schatten. Der aktuelle Streckenabschnitt führt an einem Fluss entlang, sehr malerisch, klar, aber vor allem ist der Wald so weit entfernt, dass an eine angenehme Kühlung nicht zu denken ist. So heiß ist es, dass nicht mal der Fahrtwind mehr hilft.

Was habe ich mir nur dabei gedacht? Das frage ich mich nicht zum ersten Mal. Ich halte mich eigentlich für recht fit, aber eine derartig lange Radtour bei diesen Temperaturen bin ich eindeutig nicht gewohnt.

Ich trinke etwas von meinem Wasser – zum Glück habe ich die Flasche im letzten Hotel nachgefüllt –, dann zücke ich mein Handy. Ich brauche jetzt wirklich eine Verschnaufpause. Moritz hat sich immer noch nicht gemeldet und obwohl ich es schon kaum mehr erwarte, zieht sich mein Herz bei der Erkenntnis trotzdem unangenehm zusammen.

Der Chat mit Juli und Dennis explodiert dafür. Ich habe ihnen heute Nachmittag einige Impressionen von meinem »Ausflug« geschickt, die sie mit euphorischen *Ohhs* und *Awwws* kommentiert haben, ehe sie zu einer Diskussion über Lederhosen und Männerchenkel gewechselt haben.

Julis letzte Nachricht ist erst vor zwanzig Minuten eingetrudelt, als ich gerade diesen verfluchten Fluss entlanggeradelt bin: *Wie läuft die Suche?*

Seufzend fahre ich mir mit einer Hand durchs Haar. Igitt, klebrig.

Könnte besser sein, tippe ich als Antwort. Und das ist noch zurückhaltend formuliert. Tatsächlich waren die Hotels, die ich heute abgeklappert habe, totale Flops. Laut der Leute am Empfang wohnt Moritz in keinem davon und gesehen will ihn auch niemand haben. *Aber es gibt auch etwas Positives: Das Essen war geil.*

Ich hänge ein Foto von dem Kuchen an, den ich mir im letzten Hotel gegönnt habe, als der Hunger schon riesig war. Riesiger war nur der Bienenstich mit Sahnecreme, den mir die freundliche Kellnerin serviert hat. Die Wahnsinnsaussicht auf den Wald gab es gratis mit dazu.

Bei dem Gedanken werfe ich einen sehnsüchtigen Blick zu den Bäumen zu meiner Rechten. Es kann doch nicht sein, dass ich mich in der glühenden Sonne abrackere, wenn direkt neben mir der Wald vor sich hin schattet. Vielleicht gibt es doch eine andere Route? Zum ersten Hotel auf meiner Liste bin ich schließlich auch einen Großteil des Weges durch den Wald gefahren.

Kurz entschlossen rufe ich die Wanderapp auf. Ich muss ein bisschen zoomen und scrollen und tippen, doch dann... Ich gebe einen leisen Jubelschrei von mir: Da ist tatsächlich ein Weg durch den Wald, der mich zurück zu meiner Unterkunft bringen sollte. Und wie es aussieht, ist das sogar eine Abkürzung. Okay, die Höhenmeter, die ich dabei zurücklegen muss, klingen weniger verlockend, aber scheiß drauf. Besser als langsam in der Sonne zu braten ist es allemal.

Das Handy vibriert, um mir zu sagen, dass es demnächst aufgeladen werden sollte. Sicherheitshalber aktiviere ich den Energiesparmodus, bevor ich es wegstecke. Deutlich beschwingter als eben noch nehme ich die letzten paar Hundert Meter in Angriff, die mich zu der Abzweigung in den Wald bringen.

Sobald ich auf den schattigen Pfad einbiege, atme ich erleichtert auf. Viel besser. Zwar geht es deutlich bergan, doch es ist wesentlich kühler. Eine angenehme Brise streicht über meine schweißnasse Stirn. Und das Licht! Jetzt am Abend malt es sanfte, weiche Flecken auf Moos und Farne. Von dem Lärm, der mich heute Vormittag

durch den Wald begleitet hat, ist nichts mehr zu hören. Statt Motorsägedröhn gibt es nur zwitschernde Vögel, das Knirschen meiner Radreifen und mein Gejapse. Sofort bessert sich meine Laune.

Ich trete kräftig in die Pedale und obwohl meine Oberschenkel brennen, ist die Steigung bald bezwungen.

Eine Weile geht es geradeaus, dann bergab. Grinsend flitze ich den Hang hinab. Ich brems scharf, als ich an eine Kreuzung gerate. Wohin jetzt? Ich greife nach meinem Handy und rufe die Wanderapp auf. Während mein Standort berechnet wird, wische ich eine weitere Meldung über den niedrigen Akkustand beiseite. Erst mit einer gewissen Verzögerung wird mir bewusst, was genau da stand: Nur noch zwei Prozent übrig. Fuck!

»Los, los, lad endlich«, flehe ich mein Handy an.

Zum Glück tut es mir den Gefallen. Und zum Glück bin ich noch auf dem richtigen Weg. Angespannt versuche ich mir Richtung und Route einzuprägen. Im Wesentlichen muss ich mich links halten, aber nur leicht. Erst mal geht es geradeaus weiter und dann, in etwas mehr als einem Kilometer, muss ich abbiegen, dann wieder geradeaus, eine Rechtskurve und dann... Der Bildschirm erlischt.

»Nein!«

Das kann doch nicht wahr sein. Ich kann mich doch nicht ohne Handy im Wald verirren!

Okay, Dän. Tief durchatmen. Du schaffst das. Ich bin auf dem richtigen Pfad, ich konnte mir den Großteil der Route einprägen, und außerdem gibt es doch diese Wanderwegmarkierungen an den Bäumen, denen ich folgen kann. Auch wenn ich die ein bisschen undurchsichtig und verwirrend finde: So schwer kann das doch nicht sein.

Ich nicke mir selbst ermutigend zu, sehe auf – und stocke. War es vorhin schon so dunkel? Es kommt mir vor, als wären die Schatten länger geworden und die Konturen irgendwie... verschwommener.

Ich schlucke gegen den Kloß an, der sich in meinem Hals festsetzen will, schalte die Fahrradlampe ein und stoße mich vom

Boden ab. Jetzt bloß keine Zeit verlieren. Im Dunkeln will ich wirklich nicht im Wald sein. Ich kann weiß Gott darauf verzichten, in der Wildnis zu übernachten. Ich bin ein Stadtkind. Für derartige Abenteuer bin ich nicht geschaffen.

Meine Müdigkeit schiebe ich beiseite und ich radle schneller als zuvor. Eine Weile geht das gut, dann kommt es, wie es kommen muss: Im funzeligen Licht der Fahrradlampe sehe ich den Boden nicht genau. Ich brette über eine Wurzel, komme blöd auf und verliere das Gleichgewicht. Kurz schlingere ich, dann krache ich zu Boden. Das Moos dämpft meinen Aufprall zum Glück. Meine Hüfte sticht einen Moment, doch als ich nach dem ersten Schreck eine Bestandsaufnahme mache, habe ich nicht das Gefühl, dass ich mich verletzt habe.

Trotzdem, jetzt ist es offiziell: Ich bin der dämlichste Depp, der je durch einen Wald gurkte.

Ich gestatte mir ein paar Sekunden, in denen ich mich furchtbar fühle, dann rapple ich mich auf, klopfe mir Nadeln und Moos und was auch immer sonst noch vom Hintern und rücke meine imaginäre Krone zurecht. Weiter mit dem Rad zu fahren, macht keinen Sinn. Mir bleibt nur eines: schieben. Ich wuchte das Rad hoch, packe den Lenker und setze mich in Bewegung.

Es geht mühsam voran. Ich muss deutlich mehr auf den Weg achten und nicht nur einmal stolpere ich beinahe über eine Wurzel, einen Stein oder sonst etwas. Aber ich weigere mich, mich davon unterkriegen zu lassen. Dieser Wald ist schließlich nicht endlos. Ich bin mitten in Deutschland und nicht im kanadischen Niemandsland. Hier geht man nicht verloren.

Und dann höre ich es. Das Heulen.

Irgendwo im Wald heult ein Wolf. Dann ist es kurz still und dann... antwortet ein zweiter.

Es ist wahrscheinlich die dümmstmögliche Reaktion, aber mir treten Tränen in die Augen und in meinem Kopf ist nur ein einziger Gedanke: *Nicht auch das noch!*

Ich umklammere den Lenker fester, gehe entschiedener, nur um dann zu erstarren, als der dritte verdammte Wolf zu heulen beginnt. Oder vielleicht ist es auch nur der erste, der mit dem zweiten jetzt ein Duett anstimmt, versucht mein Hirn mich wenig hilfreich zu beruhigen.

Gestern aus meinem sicheren Zimmer heraus fand ich das Wolfsgeheul noch großartig. Erhebend und euphorisierend. Jetzt, allein im dämmerigen Wald, ist es nur noch furchteinflößend. Ein uralter Instinkt erwacht in mir. Mein Herz rast und ich schwanke dazwischen, mir eine Höhle zum Verstecken zu suchen (gibt es so etwas in der Gegend überhaupt?) und mich aufs Rad zu schwingen und davonzurasen. Nichts davon kann ich machen. Eine Höhle werde ich nicht finden und wenn ich mit dem Rad losbrettere, breche ich mir bei meinem Glück womöglich das Genick.

Was verdammt soll ich jetzt tun?

Fieberhaft versuche ich, mich an sämtliche Wolfsdokus und -artikel zu erinnern, die ich jemals gesehen und gelesen habe. Seit die Wölfe nach Deutschland zurückkehren, wird darüber doch ständig berichtet. Also, was soll man tun, wenn man auf Wölfe trifft?

Natürlich ist mein Hirn wie leer gefegt. Das Einzige, was mir einfällt, ist, dass Wölfe scheu sind und Menschen aus dem Weg gehen. Ich kann nur hoffen, dass die das auch wissen. Mir kommt es jedenfalls so vor, als würde das Geheul immer lauter werden.

Heißt es nicht, dass man Lärm machen soll? Oder macht man die Wölfe dann nur auf sich aufmerksam? Wobei, so wie ich durch den Wald trample, können sie mich gar nicht nicht bemerken. Am Ende denken die noch, ich bin ein Reh und setzen zur Jagd auf mich an!

»Ich bin kein Reh!«, rufe ich prompt. Meine Stimme zittert zwar, trotzdem erschrecke ich mich direkt über meine eigene Lautstärke. Auch die Wölfe verstummen. Ich beschließe, das als gutes Zeichen zu nehmen – und nicht als Hinweis darauf, dass sie sich leise an mich anpirschen – und mache weiter mit Mission Lärm.

»Ich bin ein Mensch«, beteuere ich also weiter, wenn auch etwas leiser als vorhin. Dafür klingt meine Stimme schon ein wenig fester. »Ich bin keine Beute. Und auch keine Gefahr! Kein Jäger oder so. Keine Konkurrenz und keine Bedrohung. Nur ein Typ mit einem Rad im Wald, während es immer dunkler wird und die Wölfe rauskommen. Und mein Akku ist leer und ich weiß nicht, ob ich immer noch richtig bin, oder ob ich mich längst verlaufen habe, und...«

Meine Stimme nimmt einen leicht panischen Ton an und ich verstumme. Wenn ich so weitermache, steigere ich mich nur in eine Panikattacke hinein. Das wäre... ungut. Was soll ich also stattdessen tun?

Singen!, sagt eine Stimme in meinem Kopf, die verdächtig nach Juli klingt.

Die Idee scheint mir unter all meinen dürftigen Optionen die beste. Also singe ich. Schief und scheußlich, dafür laut. Erst ein bisschen Lady Gaga, dann wechsele ich zu David Bowie, stelle jedoch bald fest, dass Bowie und dunkler Wald sich nicht gut vertragen. Ich setze gerade zu einem Best-of-Beyoncé-Medley an, da springt vor mir ein Schatten auf den Weg.

Ich schreie.

Der Schatten duckt sich und macht einen Schritt auf mich zu, in den Lichtkegel der Fahrradlampe. Raubtieraugen glühen auf.

»Fuck!«

Ich taumle zurück und lasse das Rad los, das daraufhin krachend zu Boden fällt. Der Wolf – denn das Tier ist definitiv ein Wolf – richtet sich auf. Zu seiner vollen Größe. Die ganz schön beeindruckend ist, so viel sehe ich, bevor die Lampe erlischt und der Wolf kaum mehr ist als ein Schatten unter anderen.

Es gibt doch Tiere, die in Gefahrensituationen ihren Mageninhalt hochwürgen, um ihre Angreifer abzulenken, oder? Ich glaube, so eines muss unter meinen Vorfahren gewesen sein. Das würde zumindest erklären, warum sich der Bienenstich in diesem Moment den Weg nach oben bahnen will.

Irgendetwas bremst meinen Rückwärtsgang ab. Wahrscheinlich ist es ein Strauch, doch für eine Sekunde meine ich, Hände zu spüren, die nach mir greifen. Etwas Eisiges flattert in meinem Nacken. Wieder schreie ich auf und mache diesmal einen Satz nach vorne.

Der Wolf bleibt, wo er ist. Er legt nur den Kopf schief und mustert mich aufmerksam. Hat er nicht sogar den Mund geöffnet? Und jetzt schnüffelt er auch noch deutlich! Scheiße, stellt das Vieh sich schon vor, wie ich wohl schmecke?

»Ich bin nicht auf dem Weg zu meiner Großmutter. Kein Grund, mich zu fressen.«

Der Wolf hechelt wie ein Hund. Wie ein großer, gruseliger Hund. Was, verdammt, mache ich denn jetzt? Ob ich ihn irgendwie verschrecken kann?

»Kusch«, versuche ich wenig überzeugend. Der Wolf bleibt, wo er ist. Doch mir kommt es so vor, als würde er stutzen. Schließlich dreht er sogar den Kopf zur Seite. Und dann höre ich es auch: ein Knirschen, ganz leise. Schritte. Regelmäßig und federnd und von... Heilige Scheiße! Als ein zweiter Wolf zwischen den Bäumen hervorbricht, schaffe ich es nicht mal mehr erschrocken zusammenzuzucken. Ich erstarre nur. Kann ich mich gegen zwei Wölfe zur Wehr setzen?

Der zweite Wolf ist kleiner als der erste. Er knurrt. Das Blut in meinen Adern gefriert zu Eis. Doch dann wird mir bewusst, dass er gar nicht mich anknurrt, sondern den anderen Wolf. Die beiden starren einander an und ignorieren mich. Ich höre etwas wie ein Winseln, keine Ahnung, von welchem der beiden Wölfe das kommt.

Eine bessere Gelegenheit wird sich mir nicht bieten. Jetzt scheinen die Wölfe halbwegs abgelenkt. Unauffällig versuche ich mich zu entfernen.

Natürlich klappt das nicht. Kaum rege ich mich, fahren die Wölfe zu mir herum. Einen Moment starren wir einander einfach nur an. Dann schüttelt sich der erste Wolf plötzlich, macht einen Satz zur Seite und verschwindet im Wald. Der andere folgt ihm. Zitternd lausche ich darauf, wie sie durch das Unterholz davonstieben, sich immer weiter entfernen.

Erst als ich sie nicht mehr hören kann, wage ich es, mich zu bewegen. Ich taumle zum Rad und reiße es hoch. Im blaugrauen Dämmerlicht kann ich auch mit der funzeligen Fahrradlampe nicht allzu weit sehen, trotzdem fahre ich los. Wacklig und taumelnd.

Gott, ich hoffe, die Wölfe holen nicht ihr Rudel, um zur Jagd auf mich zu blasen. Auch wenn das eigentlich eine komische Vorstellung ist: Nach Lachen ist mir nicht zumute.

Es ist wieder ruhig geworden. Wolfsgeheul höre ich keines mehr. Außerhalb meines kleinen Lichtkegels wird es immer dunkler, bis ich irgendwann gar nichts mehr sehen kann. Die Panik in meiner Brust beruhigt das nicht. Und als sich dann der Weg teilt und ich feststelle, dass ich keine Ahnung habe, wo ich hinmuss, bin ich kurz davor, in Tränen auszubrechen. Doch jetzt ist nicht die Zeit dafür.

Resolut schlucke ich die Tränen hinunter und drehe das Rad nach rechts und links und schließlich einigermaßen mühsam im Kreis herum. Irgendwo muss doch die Markierung sein, die mir sagt, welchen Weg ich nehmen soll! Doch ich finde nichts. Das Licht der Fahrradlampe fällt nur auf unmarkierte Bäume und knorriges Gestrüpp.

Also versuche ich es mit Logik: Der rechte Weg führt steil bergan. Er ist schmaler und gewundener als der andere, was ihn weniger vertrauenserweckend erscheinen lässt. Intuitiv würde ich sagen, dass er in die richtige Richtung führt, aber was, wenn er immer schmaler wird und sich letztlich im Wald verliert? Soll es geben.

Ich weiß nicht, wie lange ich ratlos und überfordert vor der Weggabelung verharre. Es ist ein Geräusch, das mich schließlich aus meiner Starre reißt. Ein Knirschen, in einem regelmäßigen Rhythmus. Fast klingt das wie... Schritte.

Bitte nicht schon wieder!

Unweigerlich kneife ich die Augen zusammen, auch wenn mich das natürlich am allerwenigsten vor einem hungrigen Wolfsrudel beschützen wird. Da wäre eine schnelle Flucht definitiv die bessere Wahl. Das Geräusch kommt aus Richtung des breiteren Wegs, also muss ich mich wohl oder übel den steilen Pfad hinaufquälen.

Gerade will ich losradeln, da durchdringt ein neues Geräusch die nächtliche Stille.

»Hallo?«

Im ersten Moment zucke ich erschrocken zusammen, im nächsten durchflutet mich die Erleichterung. Eine Stimme! Ein Mensch! Rettung!

Oder ein Serienmörder auf der Suche nach einem neuen Opfer, gibt mein Hirn ungefragt zum Besten.

Ich werde nie wieder in meinem Leben auch nur eine einzige True-Crime-Doku schauen.

»Hallo!«, rufe ich.

Die Schritte werden lauter und schneller und dann blitzt plötzlich ein Licht zwischen den Bäumen auf. Wesentlich heller als meine Fahrradlampe. Wer immer das ist, er kommt näher, immer näher, und erreicht mich schließlich. Geblendet blinzle ich gegen das Licht seiner Stirnlampe an.

»Nanu? Dän? Was machst du denn hier?«

Er dimmt die Lampe und jetzt erkenne ich ihn. »Benedikt!«

Er lächelt mich an. »Hast du dich verlaufen?«

Kapitel 7

»Du musst mich nicht den ganzen Weg begleiten. Es reicht wirklich, wenn du mir sagst, wo ich lang muss.«

»Das passt schon.« Benedikts Stimme ist kaum mehr als ein Brummen. Der Weg – der, den ich nicht genommen hätte – ist breit genug, dass wir nebeneinander gehen können. Wenn ich zu ihm sehe, blendet mich immer noch die Stirnlampe, darum kann ich seine Gesichtszüge nicht genau ausmachen. Aber ich bin heilfroh um das helle Licht, das die Schatten zurückdrängt.

Mein Herzschlag hat sich inzwischen beruhigt und eine bleierne Müdigkeit zieht an mir. Ich kann es immer noch nicht fassen, was da eben passiert ist. Dass ich es tatsächlich geschafft habe, mich im Wald zu verlaufen und zwei Wölfen zu begegnen.

Was für ein Zufall, dass Benedikt ausgerechnet jetzt vorbeijoggt ist. Ein Zufall und ein Riesenglück. Wenn ich die Nacht im Wald hätte verbringen müssen, wäre ich vor Angst wahrscheinlich eingegangen. Peinlich, aber wahr.

Benedikt in seiner Joggingmontur hingegen strahlt eine solche Sicherheit aus, als gäbe es weit und breit nichts Unheimliches. Kein Wunder, er ist hier schließlich zu Hause. Für ihn muss das alles vertraut sein. Wo ich hinter jedem Geräusch einen Wolf oder sonst etwas vermute, hört er sicher nur den harmlosen Sound seiner Kindheit. Wahrscheinlich kann er sogar jede einzelne Vogelstimme dem entsprechenden Tier zuordnen.

»Joggst du immer nachts im Wald?«, frage ich.

»Gelegentlich.«

Mit seinen einsilbigen Antworten macht Benedikt es überdeutlich, dass er nicht reden will. Aber ich kann Stille momentan nicht aushalten. Also plappere ich. »Macht Sinn, also so jetzt im Sommer. Nachts ist es ja deutlich kühler. Gerade im Wald.«

Wie aufs Stichwort erschauere ich. Benedikt wirft mir einen Seitenblick zu und ich blinzele gegen das helle Licht der Stirnlampe an. Doch er sagt nichts, brummt nur zustimmend.

Ich versuche, mich davon nicht unterkriegen zu lassen. »Aber ist es hier nachts nicht gefährlich?«

»Nein.«

»Ich frage nur, weil... Ich meine...« Ich unterbreche mich selbst, als ich vor meinem inneren Auge den Wolf auf dem Weg kauern sehe. Reflexartig werfe ich einen Blick über meine Schulter nach hinten, auch wenn ich nicht besonders weit sehen kann. Hat sich dort etwas bewegt? Ich bewege mich unauffällig etwas näher auf Benedikt zu.

»Alles in Ordnung?«

»Mhm«, mache ich, ehe ich leise hinzufüge: »Ich hab mich nur vorhin so erschreckt. Da waren Wölfe.«

»Ah. Ja. Es gibt ein Rudel in der Gegend.«

»Oh. Wow. Ist es groß?«

Er zögert kurz, ehe er sagt: »Schon.«

Ich schlucke. »Zwei hab ich vorhin gesehen.«

»Das war sicher ein Schock.« Ein Hauch von Mitleid schwingt in seiner Stimme mit.

»Ja, ich... Ja, das war es.«

Wieder wirft er mir einen Seitenblick zu. »Wölfe sind scheue Tiere. In der Regel wollen sie von Menschen nichts wissen. Außer sie... sind krank oder wurden angefüttert. Und... Jungtiere sind manchmal neugierig.«

»Die waren mir ganz schön nahe. Meinst du, die könnten krank gewesen sein?«

Er schüttelt den Kopf. »Wir haben hier keine Tollwut. Und sie sind doch wieder abgehauen, oder?«

»Mhm, sind sie.«

»Siehst du. Alles in bester Ordnung.«

Jetzt ist es an mir, etwas undefinierbares zu brummen. Eine Weile gehen wir schweigend nebeneinander her. Der Weg, der bisher recht eben war, wird zunehmend steiler. Wenigstens ist er noch breit genug, dass wir nebeneinander laufen können.

Ein plötzliches, durchdringendes Geräusch lässt mich zusammenzucken. »Was war das?«

»Ein Waldkauz. Du musst keine Angst haben.«

»Ich habe doch keine Angst.«

Es dauert einen Moment, bis er reagiert. Schließlich nickt er. »Natürlich. Komm, es ist nicht mehr weit.«

Und er hat recht. Wir laufen noch ein Stück bergauf – was einfacher klingt, als es ist, schließlich schiebe ich ein nicht eben handliches Rad über einen Waldweg und bin mehr als nur ein bisschen erschöpft – und treten dann plötzlich aus dem Wald. Vor uns liegt eine Wiese und am anderen Ende der Wiese steht ein hell erleuchtetes Haus.

Ich brauche einen Moment, um mein Hotel zu erkennen. Doch, das ist es. Und dort oben im zweiten Stock, das ist mein Balkon.

Ich bleibe stehen und wende mich Benedikt zu. »Danke, dass du mich hergebracht hast.«

»Kein Problem.« Er läuft weiter, dreht sich aber nach ein paar Schritten zu mir um. »Kommst du?«

»Ja. Ich meine... Du musst mich nicht bis zur Tür bringen.«

»Tu ich nicht. Ich muss noch aufs Klo.«

»Oh. Ach so. Klar.« Wie bin ich nur auf die Idee gekommen, dass er mich bis zur Tür bringt? Wie der strahlende Ritter mit der Stirnlampe. Innerlich schnaube ich über mich selbst.

Als wir den letzten Hang bezwungen und das Hotel erreicht haben, bin ich vollends außer Atem. Ich bin froh, dass Benedikt im Gasthof verschwindet und ich im Fahrradraum ein bisschen durchschnaufen kann. Trotzdem sehe ich sicher völlig aufgelöst aus, mit gerötetem Gesicht und schweißnassem Haar, als wir uns schließlich vor dem Hotel gegenüberstehen. Nicht, dass Benedikt das auffallen wird. Oder dass es ihm auffiele, wenn ich besonders gut aussähe.

»Danke für deine Hilfe«, sage ich noch einmal.

»War kein Problem. Kaum ein Umweg.« Er studiert mein Gesicht gründlich und ein Schauer läuft mir über den Rücken. Als er weiterspricht, ist seine Stimme weicher. »Gute Nacht, Dän.«

»Gute Nacht.«

Benedikt lächelt und nickt. Kurz wirkt er, als wollte er noch etwas sagen, doch letztlich winkt er nur und wendet sich ab. Genau in dem Moment, in dem eine ältere und eine junge Frau auf den Hoteleingang zuhalten.

»Guten Abend, Herr von Furten«, sagt die ältere, als ihr Blick auf ihn fällt.

»Abend«, grüßt Benedikt, dann läuft er auch schon los.

Kopfschüttelnd schauen die beiden Frauen ihm nach. »Schau, der joggt da in den Wald«, meint die jüngere. »Was für ein Verrückter.«

»Das ist einer von der Burg. Die sind alle ein bisschen gaga.«

»Was?« Sensationslüstern wendet die andere Frau sich ihr zu und auch ich spitze die Ohren.

»Die wohnen dort oben in der Burg und wollen mit niemandem was zu tun haben. Denen gehört alles weit und breit. Der alte Graf hat...«

Leider erfahre ich nicht, was der alte Graf – Benedikts Vater? – getan hat, denn die beiden betreten in diesem Moment das Haus. Ich drehe mich noch einmal um, doch die Dunkelheit hat Benedikt bereits verschluckt. Ein Adelige also. Am Ende war er doch ein Ritter, der mich aus meiner Not befreit hat. Ich grinse bei der bekloppelten Vorstellung. Eine Jungfer in Nöten bin ich nun wirklich nicht.

»Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht nach dem Piep, ich rufe Sie schnellstmöglich zurück.«

Seufzend senke ich das Handy und lege auf. Moritz meldet sich immer noch nicht. In mir streiten die Sorge und das Gefühl, dass ich mich lächerlich mache. Hals über Kopf hierherzukommen war vielleicht nicht unbedingt mein schlauster Move.

Abwesend beiße ich von meinem Brötchen ab und tippe eine Nachricht an Sindy. *Hey, wie geht's dir?* Opa werde ich nachher noch anrufen. Er kann zwar Nachrichten schreiben, mag es aber nicht besonders.

Plötzlich merke ich, dass jemand an mich herantritt und stehen bleibt. Wahrscheinlich will die Kellnerin meinen Frühstücksteller abservieren und kommt nicht hin. Ich greife also nach dem Teller, sehe auf – und direkt in Benedikts Augen. Der Teller rutscht mir aus den Fingern. Das Besteck klirrt, als er auf dem Tisch aufkommt – ein fürchtbar lautes Geräusch trotz des Stimmengewirrs im Speisesaal.

Ich zucke zusammen, doch Benedikt verzieht keine Miene. Seine Augen sind wahnsinnig hell, blassblau, oder vielleicht auch grau. Im Licht der Morgensonne, das durch das Fenster scheint, fällt mir auf, dass da ein bernsteinfarbener Rand um die Pupille und ein dunkler um die Iris ist. Warm und kalt zugleich sind seine Augen und voller Gegensätze und...

»Guten Morgen!«, reißt mich eine fröhliche Frauenstimme aus meinen Betrachtungen. Und auch Benedikt zuckt jetzt doch noch zusammen.

Erst jetzt wird mir bewusst, dass Johanna halb hinter, halb neben ihrem Bruder steht. Sie grinst mich strahlend an. »Dürfen wir uns setzen?«

»Oh! Ja! Natürlich!« Ich rutsche automatisch ein Stück zur Seite, obwohl an dem Tisch ohnehin genug Platz ist.

»Danke.« Johanna lässt sich neben mich auf die Bank fallen, während Benedikt sich auf den Stuhl mir gegenüber setzt.

»Ich habe gehört, du hast gestern richtige Abenteuer erlebt«, sagt Johanna.

»Kann man so sagen. Benedikt hat mich gerettet.« Ich lächle ihm zu, doch er weicht meinem Blick aus. Mit gerunzelter Stirn schaut er aus dem Fenster.

»Soso.« Johanna greift nach einer der Weintrauben, die ich mir von der übertollen Obstplatte geholt habe, unterbricht sich aber im letzten Moment und wirft mir einen fragenden Blick zu. »Darf ich?«, fragt sie. Als ich nicke, steckt sie sich die Traube in den Mund und spricht erst weiter, als sie runtergeschluckt hat. »Wie lief denn die Suche nach deinem Freund?«

Sofort verschwindet das Lächeln, das sich bei ihrem Auftauchen auf meine Lippen gestohlen hat, aus meinem Gesicht. »Nicht gut. Niemand hat ihn gesehen.«

»Mist. Das tut mir leid.«

»Mir auch«, fügt Benedikt hinzu. Es ist das Erste, was er seit unserer Verabschiedung gestern zu mir sagt.

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, also nicke ich nur und trinke meinen O-Saft aus.

»Wenn du magst, können wir dich bei zukünftigen Suchen auch begleiten«, meint Johanna. »Mit dem Auto. Damit du dich nicht mehr im Wald verirrst.«

Überrascht sehe ich zu ihr. »Danke, das ist echt nett von dir. Aber...«

»Aber?«

»Ich weiß nicht, vielleicht sollte ich es einfach bleiben lassen. Ich habe keinerlei Anhaltspunkte, wo er stecken kann, und auch keine Ahnung, wo ich noch suchen soll. Scheiße, ich weiß noch nicht einmal, ob Moritz tatsächlich hier ist. Außerdem ist er erwachsen, wie man nicht müde wird, mir zu sagen. Er kann schon selber auf sich aufpassen.«

»Aber du machst dir Sorgen um ihn.« Das kommt von Benedikt und er formuliert es nicht als Frage.

Ich nicke nur. Eine Weile sagt niemand etwas.

Johanna schnappt sich eine zweite Weintraube und kaut sie sehr langsam, wobei sie mich nicht aus den Augen lässt. »Was hältst du davon, wenn du dir heute mal eine Auszeit nimmst?«, schlägt sie schließlich vor. »Wenn du schon da bist, solltest du doch auch etwas unternehmen. Wir können dir die Gegend zeigen, wenn du magst.«

Im ersten Moment will ich ablehnen. Allein bei der bloßen Vorstellung beschleicht mich schon ein schlechtes Gewissen. Doch dann denke ich mir... Vielleicht hat sie recht. Vielleicht komme ich auf neue Ideen, wenn ich ein bisschen Abstand habe. Und sie ist nett. Es ist sicher lustig, etwas mit ihr zu unternehmen. Und wenn Benedikt auch mitkommt – nun, stören würde mich das nun nicht gerade.

»Gerne«, sage ich also und beeile mich hinzuzufügen: »Solange wir nicht in den Wald gehen.«

»Das kriegen wir hin.« Johanna lacht und auch Benedikt grinst.

Ich beende mein Frühstück unter Johannas kräftiger Mithilfe an der Weintraubenfront. Als ich schließlich aufstehe, verkneife ich mir nur mühsam ein Ächzen. Nach der gestrigen Tour tut mir alles weh. Muskelkater aus der Hölle. Ich bin mal gespannt, was der heutige Tag bringen wird.

Wenig später sitze ich auf dem Beifahrersitz von Benedikts Auto und er am Steuer. Johanna hat es sich auf der Rückbank bequem gemacht. Sie hat die Füße hochgelegt und streift sich eben die Schuhe ab, was Benedikt ein unwilliges Schnauben entlockt.

»Ist es dir lieber, wenn ich den Dreck von den Schuhen in die Polster schmiere?«, fragt sie und streckt sich.

»Es wäre mir lieber, wenn du die Schuhe an und die Füße auf dem Boden ließest. Dann fände ich mich weder mit Schmutz noch mit Käsefüßen konfrontiert.«

»Das hast du schön gesagt, Bruderherz. Ändert aber nichts.«

Das entlockt Benedikt ein weiteres Schnauben und ein unverständliches Grummeln. Grinsend wende ich mich ab und schaue aus dem Fenster. Bei diesem geschwisterlichen Geplänkel vermisste ich Sindy. Hoffentlich ist bei ihr alles in Ordnung. Ja, sie ist inzwischen erwachsen. Trotzdem ist es immer ein komisches Gefühl, wenn ich sie längere Zeit nicht sehe, vor allem seit Opa im Heim ist.

Der Ort, durch den wir fahren, sieht anders aus als erwartet. Sollten bayerische Dörfer nicht aus pittoresken alten Bauernhäusern bestehen? Davon ist nichts zu sehen, stattdessen stehen da relativ moderne, gesichtslose Einfamilienhäuser und niedrige Gewerbebauten mit einem Supermarkt, einer Reinigung und einem Gebrauchtwagenhändler.

»Wo fahren wir denn hin?«, frage ich.

»Lass dich überraschen«, erwidert Johanna von der Rückbank aus. Ich drehe mich zu ihr um und fasse mir theatralisch an die Brust. »Ihr wollt mich doch nicht etwa entführen?«

»Ups, jetzt hast du uns erwischt. Los, Bene, mach die Kindersicherung an, damit er nicht entkommen kann.«

»Das wagst du nicht!«, rufe ich noch eine Spur theatralischer.

Johanna lacht und Benedikt gibt ein Geräusch von sich, von dem ich nicht sagen kann, ob es Schnauben oder Lachen ist. Ich schaue zu ihm und er lächelt tatsächlich. Ein warmes Gefühl breitet sich in meiner Brust aus und ich lasse mich zurücksinken. Kaum sitze ich wieder ruhig neben ihm und schaue aus dem Fenster, spüre ich die gleiche Anziehung wie bei unserer gemeinsamen Bahnfahrt. Als wäre er ein kleines Kraftwerk, das vor sich hin strahlt.

Urgh, das ist nun wirklich kein sexy Vergleich.

Wir kommen jetzt offensichtlich in den Ortskern und passieren einen Platz, an dem sich ein paar Blumenkisten um einen Brunnen vor einer Kirche drapieren. Hier stehen doch einige der älteren Häuser, die ich eben vermisst habe. Und vor allem stehen hier Menschen. Ein Grüppchen von etwa dreißig, vierzig Leuten, die Parolen skandieren, die ich nicht verstehe, und die Schilder in die Luft halten. Ich recke den Kopf, um die Aufschriften zu entziffern: *Stoppt den Hotelbau, Rettet den Wald, Nein zur Betonierung, Umweltschutz ist Heimatschutz*, und, etwas kryptisch: *Bayern muss Bayern bleiben*.

»Ist das eine Demo?«, frage ich entgeistert, obwohl es ziemlich offensichtlich ist. Wer hätte gedacht, dass es in bayerischen Provinznestern auch Demos gibt? Wobei die ziemlich putzig aussieht, wenn man mal auf einer »richtigen« Demo in Berlin war. Trotzdem ist der Platz so voller Menschen und Autos, dass wir anhalten müssen.

Benedikt gibt ein undefinierbares Brummen von sich, und als ich mich zu Johanna umdrehe, nickt sie nur. Ich kenne sie noch nicht gut, aber ihre plötzliche Einsilbigkeit kommt mir merkwürdig vor.

»Wogegen demonstrieren die denn?«, frage ich, bemüht, mich von der plötzlich angespannten Stimmung nicht unterkriegen zu lassen.

»Umweltschutz. Also, sie demonstrieren dafür, nicht dagegen«, antwortet Johanna jetzt doch.

»Gibt es einen konkreten Anlass? Oder ist das so was wie *Fridays for Future*? Aber heute ist doch Mittwoch.«

Benedikt atmet ein, als wolle er etwas sagen, tut es dann aber doch nicht. Als ich nach hinten schaue, stelle ich fest, dass Johanna ihr Handy gezückt hat und mit gerunzelter Stirn eine Nachricht tippt. Ist es den beiden unangenehm, dass sie mir keine friedliche Touristenblase vorspielen können?

Draußen marschieren die Menschen in einem Kreis um den Platz und ein neues Schild sticht mir ins Auge: *Schleich di, von Furten!*

»Demonstrieren die gegen euch?«, platze ich heraus. »Von Furten ist doch euer Nachname, oder?« Wenn ich mich richtig erinnere, hat die Frau vor dem Hotel Benedikt gestern so angesprochen.

Johanna und Benedikt seufzen gleichzeitig. Wäre ich nicht so verstört, fände ich das irgendwie niedlich.

»Gegen unseren Vater«, erklärt Johanna dann nach einem kurzen Zögern.

»Warum denn?«

»Weil... Wegen eines Bauprojekts. In unserem Wald soll ein Hotel gebaut werden. Das gefällt aber nicht allen.«

»Oh«, mache ich. Ich lasse den Blick über die sichtlich aufgebrachten Menschen schweifen. »Wird deswegen so viel im Wald gefällt?«

»Auch«, antwortet diesmal Benedikt. »Wir hatten einen ziemlichen Borkenkäferbefall.«

Die Menschen auf dem Platz scheinen uns bemerkt und vor allem erkannt zu haben. Das heißt, sie scheinen Benedikt und Johanna zu erkennen, mich natürlich nicht.

Drei Menschen brechen aus dem Pulk der Demonstranten aus und marschieren in Richtung des Autos. Eine ältere Frau mit langen, wallenden Haaren, die von einer mausgrauen jüngeren Frau und einem Mann in Arbeitsklamotten flankiert wird. Sie bauen sich neben dem Wagen auf und die ältere Frau brüllt: »Schämt ihr euch nicht?!«

Das weckt auch die Aufmerksamkeit der restlichen Demoteilnehmer. Es sind nicht viele, trotzdem beobachte ich mit mulmigem Gefühl, wie sie sichtlich aufgebracht auf uns zuhalten. Und dann sehe ich ihn: Am Rand des Platzes, hinter der Menge, direkt vor dem Kirchentor, steht Moritz. Nein, er steht nicht. Er geht. Zusammen mit einem Mann im Trachtenanzug geht er an der Kirche vorbei. Entfernt sich.

»Moritz!«, rufe ich und reiße die Autotür auf.

Noch ehe ich recht weiß, was ich da tue, bin ich ausgestiegen und sprinte über den Platz. Mitten zwischen den Demonstranten hindurch. Zumindest ist das der Plan. Doch all die Menschen auf dem Platz wollen in die andere Richtung und es ist schwerer als gedacht, mich zwischen ihnen durchzudrängen.

»Moritz!!«

Er reagiert nicht, hört mich wahrscheinlich nicht. Die Demonstranten skandieren gerade »Der Wald muss bleiben!« und über-tönen meine Stimme. Ich sehe noch, wie er seitlich an der Kirche abbiegt, dann stellt sich mir ein Typ in den Weg, der total nach Biolehrer aussieht, und ich verliere Moritz aus den Augen.

Rücksichtslos schiebe ich den Biolehrer beiseite. Was genau er mir hinterherschimpft, verstehe ich nicht, es ist zu bayerisch. Und es ist mir auch egal. Endlich habe ich die Demonstranten hinter mir gelassen. Ich hetze auf die Kirche zu, sprinte ums Eck. Niemand da.

Scheiße. Wo kann Moritz hin sein?

Ich renne in die erste Gasse, die vom Platz abgeht, doch nichts: Niemand zu sehen. Also Rückzug. Zurück auf den Platz und dann in die andere, die zweite Gasse. Da vorne läuft eine junge Frau mit einem kleinen Mädchen an der Hand. Von Moritz und dem Trachtentyp ist nichts zu sehen. Also noch einmal zurück auf den Platz.

Ich drehe mich im Kreis, einmal, noch einmal, doch – nichts. Keuchend stemme ich die Hände in die Oberschenkel und beuge mich vor, um zu Atem zu kommen.

Moritz ist weg.

Lest weiter in...

Geheimnisse in den Augen des Wolfs

Roman von Iris W. Maron

September 2023

www.cursed-verlag.de